

Polt 9
1003 om

1245

Wollstonecraft

855

R e t t u n g
der Rechte des Weibes

mit Bemerkungen

über

politische und moralische Gegen-
stände,

von

Maria Wollstonecraft.

Aus dem Englischen übersetzt.

Mit einigen Anmerkungen und
einer Vorrede

von

Christian Gotthilf Salzmann.

Erster Band.

Schnepfenthal,

im Verlage der Erziehungsanstalt

1793.

Vorrede.

Mit Vergnügen sieht der Menschenfreund den immer wachsenden Eifer seiner Zeitgenossen, alles, was um sie ist besser und vollkommner zu machen. Man bemüht sich den Boden, die Pflanzen, die Viehzucht zu veredeln, verbessert die Strafen, arbeitet an weisen Gesetzbüchern, vervollkommnet jede Wissenschaft und Kunst. Lauter wichtige Beyträge zur Beförderung des Wohls der Menschheit!

Und doch wird mit alledem die wahre Zufriedenheit und Gemüthsruhe der Menschen nur wenig gegründet, so lange das Weib nicht mehr vervollkommnet, sein Körper und seine Seelenkräfte besser ausgebildet werden; sein Sinn für Wahrheit mehr geschärft, seine Gesinnung mehr

veredelt, und es früh zur Uebernehmung der wichtigen Rolle vorbereitet wird, welche es auf dem Schauplatze dieses Lebens spielen soll.

Das Weib ist ja in die Gesellschaft so innigst genau verwebt, hat auf dieselbe einen so starken wirkfamen Einfluß, daß das Wohl und Wehe derselben durch seinen Charakter *beynahe* ganz bestimmt wird.

Wo bildet sich unser Körper? Im Schooße des Weibes. Sind seine Säfte gesund, hat es seine volle Kraft, ist der Raum, wo sich unser Keim entwickelt, nicht durch die Schnürbrust verengert; ist das Herz, das über uns schlägt, rein, froh, frey von wilder Leidenschaft: dann, hatten wir anders einen gesunden, kraftvollen Vater, treten wir auf die Erde mit Gefühl von Wohlseyn und Kraft, den herrlichsten An-

la-

lagen zur nützlichen Wirkfamkeit, und bringen Empfänglichkeit für jede Freude mit, die der Schöpfer uns bereitere, ehe wir ihn noch kannten. Hingegen bringen wir den Zunder zum Schmerz, den Saamen zu Krankheit, Unmuth, Eigensinn, mit, wenn das Weib, in dessen Schoofe wir unser Daseyn empfangen, ungesund und lasterhaft war.

Welches ist unsere erste Nahrung? die Milch des — Weibes (möchte ich doch sagen dürfen der Mutter!) Wer besorgt unsere erste Verpflegung? Wer macht zuerst unsere Denkkraft rege? Wer flößt uns die ersten Ideen ein? Das Weib. Sind seine Säfte unverdorben: so saugen wir mit seiner Milch Gesundheit und Kraft ein; Gift hingegen wird unsere Nahrung: wenn die Person ungesund ist, an deren Busen wir saugen. Bringen wir un-

* 3 fere

fere ersten Lebenstage unter den Augen
 eines verständigen Weibes zu: so wächst
 unsere Vollkommenheit mit jedem Tage;
 die Kraft der Glieder nimmt zu, bald be-
 wegen wir uns von einem Orte zum andern,
 treten auf unsere Füße, wagen unsere er-
 sten Schritte ohne Gängelband, lernen be-
 obachten, bekommen Wohlwollen gegen
 unsere Mitgeschöpfe, fühlen Freude, der
 Mund bildet sich zum Lächeln, und das
 ganze Gesicht bekommt jene himmlische
 Anmuth, die an jedem jungen gesunden
 Kinde, das pädagogisch behandelt wird,
 unverkennbar ist. Hingegen werden wir
 krank, schwächlich, vielleicht gebrech-
 lich oder ein Raub des Todes; werden
 dumm, roh, eigensinnig, boshaft, die Ge-
 sichtszüge werden verzerret, wann wir
 das Unglück haben von einem unvernünf-
 tigen Weibe unsere erste Erziehung zu be-
 kommen. Treten die Jahre ein, in wel-
 chen

chen wir anfangen Liebe zu fühlen: so
 wird wieder unsere ganze Handlungsart
 durch das Mädchen bestimmt, auf welches
 unsere Neigung gefallen ist. Was keine
 Ermahnung, keine Drohung, keine Ver-
 sprechung, keine Predigt vermag, das be-
 wirkt oft die Geliebte durch einen Blick,
 oder einen Händedruck. Fällt nun un-
 sere Neigung auf ein Mädchen, dessen
 Verstand und Herz ausgebildet ist: so
 wird, durch den Umgang mit ihm, bey
 uns jeder Keim zum Guten genährt und
 gepflegt, und jede rauhe Seite abgeschlif-
 fen; haben wir hingegen das Unglück
 eine Thörinn, eine Lasterhafte zu lieben:
 so sind wir in der größten Gefahr zu Thor-
 heiten und Ausschweifungen verleitet zu
 werden, die uns auf unser ganzes Leben
 unglücklich machen können.

Mit wem verbinden wir uns endlich am genauesten? Mit einem Weibe. Mit ihm leben wir in der engsten Vertraulichkeit, seinem Schoosse vertrauen wir den Keim unserer Nachkommenschaft an, ihm überlassen wir die Verwaltung des Geldes, welches unser Fleiß erwarb, die Aufsicht über unser Gefinde, die erste Verpflegung und Ausbildung unserer Kinder. Wohl dem Manne, der mit einem Weibe sich verbindet; auf welches er sich, in jeder Rücksicht, verlassen kann; der mit der Ueberzeugung an sein Tagewerk geht, daß, während seiner Thätigkeit, sein Vermögen weislich verwaltet, sein Haus gut regieret wird, seine Kinder vernünftig verpfleget und erzogen werden, der nun, nach vollendetem Tagewerk, in seines Weibes Zimmer tritt, allenthalben Spuren von Ordnung, Fleiße, Bestreben ihm zu gefallen, entdeckt; gesunde, frenndliche, gut

gut erzogene Kinder an seine Brust drücken kann, in den Armen seines Weibes nicht bloß sinnlichen, sondern auch geistigen Genuß findet, mit ihm sich über Haushaltung, Kinderzucht, ausgedachte Pläne, Angelegenheiten der Menschheit, sich unterhalten kann; der im Kummer von ihm Trost, in Verlegenheit guten Rath finden kann! Wie glücklich ist er zu preisen! Was vermag er zu wirken! Welche unnennbare Freuden genießt er! Und wie unbeschreiblich elend lebt ein anderer, den sein Schicksal mit einem Weibe verband, bey welchem des Körpers, des Verstands, oder Herzens, oder, welches gar oft der Fall ist, aller dreyen Ausbildung vernachlässigt wurde! Gleich den Töchtern des Danaus gießt er den Lohn seiner Arbeit in ein durchlöcheretes Gefäß. Legt er sein Werkzeug, es sey Feder oder Spaten, nieder und tritt in das Zimmer

seiner Gattin: so werden die durch Arbeit erschlafften Nerven noch mehr herabgespannt, durch den Gram und Verdruss, den ihm der Anblick vieler unangenehmen Gegenstände verursacht. Gewöhnlich bemerkt er nicht die geringste Anstalt zu seiner Aufheiterung, allenthalben hingegen Unordnung, und Spuren der Unwissenheit, Nachlässigkeit, Eigensinns und Bosheit der Person, deren vorzüglichste Bestimmung ist, seine Gehülfin, Freundin und Rathgeberin zu seyn: ungezogene, störrische oder gar gebrechliche Kinder umgeben ihn; der Blick von den Augen die ihm Erquickung einflößen sollten, ist zurückscheuchend; kein aufheiternder Scherz ist da zu vernehmen, kein Gespräch kann geführt werden, das dem Geiste Nahrung gäbe; der unglückliche Mann muß entweder schweigen, und seinen Verdruss an seinem Innersten nagen lassen, oder
setzt

setzt sich durch seine Erinnerungen der Gefahr aus, eine Furie zu wecken, die mit den giftigsten Reden ihn peinigt.

Setzt einen solchen unglücklichen Mann in das Paradies! Sein Leben wird doch æusserst freudenlos seyn. Verbindet aber einen Mann, der selbst vernünftig, geschickt und rechtschaffen ist, mit einem wohl ausgebildeten Weibe, und er wird sich, aus einer dürren Sandwüste, ein Paradies erschaffen.

Und gleichwohl trifft man doch æusserst wenig Anstalten an, das Weib zu veredeln.

Mistress Wollstonecraft machte mir daher mit ihrem Buche, in welchem sie die Rechte ihres Geschlechts zu retten sucht, ein sehr angenehmes Geschenk, und eben so angenehm war es mir, da sich einer meiner Freunde entschloss, es in

un-

unsere Sprache zu übersetzen, und es so auch unserm Vaterlande nützlich zu machen. Man wird in demselben durchaus Beweise von dem helldenkenden Verstande und dem edeln Herzen der Verfasserin finden.

Freylich kann ich ihr nicht in allen ihren Behauptungen beystimmen. Bey verschiedenen Aeußerungen bin ich so frey gewesen ihr zu widersprechen, bey andern habe ich aber dem Urtheile der Leser nicht vorgreifen wollen.

Wenn sie z. E. auf die Abschaffung der Erbfolge in die Regierung dringt: so ist es mir nicht möglich ihr Urtheil zu unterschreiben. Wahr ist es, daß durch die erbliche Regierung viel Elend in die Welt gebracht wird; nach meiner Uezeugung würde aber durch Abschaffung
der-

derselben noch viel grösseres Unheil entstehen.

Hier sind meine Gründe, die ich um so williger vortrage, je mehr ich sehe, daß meine Zeitgenossen geneigt werden, es als Axiom anzunehmen: daß erbliche Regierung abgeschafft werden müsse, wenn die Menschheit zu einem höhern Grade der Vollkommenheit geleitet werden solle.

So lange die Menschen noch nicht so veredelt sind, daß sie willig das Gute deswegen thun, weil es gut ist, Abgaben entrichten, Dienste leisten, sich Einschränkungen gefallen lassen, bloß deswegen, weil dieß zum allgemeinen Besten nöthig ist: *so lange* müssen sie durch Autoritäten regieret werden, und ihre Gesetze von Personen erhalten, die, ihrer Meynung nach, zu den Weisen einer höhern Art gehören.

hören. Diefs sind nun die Fürsten, die eine lange Reihe von Ahnen zählen können, immer in einer gewissen Entfernung vom Volke leben, immer mit einem gewissen Glanze umgeben sind. Nimmt man diese Autorität weg: so hat es eben die traurigen Folgen, die dann entstehen, wann man den Grund umreißet, auf welchen gewisse Leute ihr ganzes Moral-System bauten — es entsteht völlige Zügellosigkeit und Ungebundenheit, die jeder Menschenfreund verabscheuen muß. Jeder glaubt eben so klug zu seyn, als sein Vorgesetzter, den er vor kurzem noch als Privatmann gekannt hatte.

Diese Meynung habe ich nicht etwa seit gestern oder ehegestern gefaßt; sondern sie bereits vor mehreren Jahren im dritten Theile des Carlsbergs, bey Erzählung der Geschichte von *Marnewitz*, vorge-

ge-

getragen. Die schauderhaften Auftritte, die nach der Zeit, nach Abschaffung der königlichen Autorität in Frankreich, erfolgt sind, haben mich in dieser Meynung noch mehr bestärkt. Gesetzt aber, daß ein Reich Kraft genug hätte, zehen bis zwölf greuelvolle Jahre zu überleben, und dann durch Entkräftung gezwungen würde, einer festen republicanischen Regierungsform sich zu unterwerfen: wird es dann glücklicher seyn? Es ist mir unmöglich, mich davon zu überzeugen.

In einer Monarchie regiert *ein* Kopf das Ganze. Unterdeß, daß die Repräsentanten des Volks deliberiren, sich zanken und streiten, ob eine gewisse gute Einrichtung getroffen werden soll, steht sie auf den Wink des Monarchen schon da. Ein *weiser* Monarch bringt zuverlässig in zehn Jahren mehr Gutes zu Stande,

de, als eine eben so weise Republik in
einen Jahrhundert. Ich berufe mich ganz
dreust *auf die Erfahrung.*

Freylich kann ein unweiser Monarch
auch mehr Unheil stiften, als eine Repu-
blik, deren Repräsentanten ebenso unwei-
se sind; bey allen seinen Fehlern, hat er
aber doch diese gute Eigenschaft an sich
dass — er sterblich ist. Die Gesellschaft
der Volksrepräsentanten ist aber unsterb-
lich. Wird einer zu Grabe getragen, so
sitzt in der folgenden Woche an seiner
Stelle ein anderer, der bald auch den Cha-
rakter annimmt, der in seiner Gesell-
schaft der herrschende ist.

Ist es aber nicht besser, wird man
einwenden, wenn die Wahl, als wenn die
Geburt das Recht zur Regierung giebt?
Ich sage nein. Wer sind denn die Wählen-
den? Gemeiniglich Leute, die wahres
Ver-

Verdienst nicht beurtheilen können, die dem ihre Stimme geben, welcher am besten die Kunst versteht, Cabalen zu spielen, und auf eine feine Art zu bestechen.

Möchten doch alle diejenigen, die itzo, aus guten Absichten, das Ansehen der Fürsten so sehr herabzusetzen suchen, erwägen, daß der Grund, von allem menschlichen Elende, nicht sowohl in der Regierungsform, als vielmehr im menschlichen Unverstande zu suchen sey, und daß es schlechterdings kein anderes Mittel gebe, *wahre Freyheit*, und *wahre Glückseligkeit* in die Welt zu bringen, als — *wahre Aufklärung*.

Von den Fürsten wieder auf Mann und Weib zu kommen: so hat das Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen, mit der Verbindung zwischen Mann und Weib, allerdings eine große Aehnlichkeit. Ein vernünftiger Mann ist stolz darauf

dafs er eine vernünftige Frau hat, und
 ein weiser Fürst sucht seinen Stolz nicht
 so wohl in der Menge, als vielmehr in
 der Cultur seiner Unterthanen! Ein ein-
 fältiger Mann sucht seine Frau in der
 Dummheit und Unwissenheit zu erhalten;
 so macht es auch ein einfältiger Fürst mit
 seinem Volke. Ein kluger Mann macht
 keine Verordnung in seinem Hause, oh-
 ne auf die Stimme des *vernünftigen* Wei-
 bes zu hören; und ein kluger Fürst giebt
 kein Gesetz, ohne erst *mit Klugheit* die
 Stimme der *Aufgeklärten* seiner Unter-
 thanen zu hören. Ein Mann, der eine
 kluge Frau hat, wirkt mehr und genießt
 mehr, und erwirbt mehr, als ein an-
 derer, der das Unglück hat, mit einer
 Nærrin verbunden zu seyn; so auch mit
 den Fürsten. Ein Fürst, der ein *wirk-
 lich* aufgeklärtes Volk regiert, hat un-
 gleich mehr Macht, Freude und Einnah-
 me,

me, als ein anderer, der an der Spitze einer Horde von Dummköpfen steht. Das sicherste Mittel, wodurch ein Weib sich mehr Freyheit verschafft, ist Ausbildung seiner Kräfte; und — das Mittel wodurch der Unterthan sich *wahre* Freyheit erwerben kann, ist das nämliche. Ein kluges Weib ehret den Mann und verbirgt seine Schwachheiten, und ein kluges Volk sucht das Ansehen seines Fürsten zu erhalten, und seine Fehler zu verbergen.

Schlüßlich wünsche ich, daß das Lesen dieser Schrift, bey vielen Weibern und Mædchen, Gefühl ihrer Würde wirken, und sie zu dem Entschlusse bringen möge, die ehrenvolle Stufe zu behaupten, zu welcher sie der Schöpfer bestimmt hat, Freundinnen, Rathgeberinnen, Freudengeberinnen, dem Manne, kluge Wirthinnen ihrem Hause, Erzieherinnen und Muster ihren Kindern zu seyn.

Unter den sichtbaren Gütern, welche
 auſſer uns ſind, kenne ich für Männer
 ſchlechterdings kein größeres, als ein ge-
 fundes, munteres, rechtſchaffnes, ver-
 ſtändiges Weib, und ich unterſchreibe
 mit vollkommener Ueberzeugung den Aus-
 ſpruch der Bibel: *ſie iſt viel edler, denn
 die köſtlichſten Perlen.*

Schnepfenthal d. 20 April. 1793.

G. G. Salzmann.

Verzeichniß der Pränumeranten

in der Ordnung, in welcher sie sich gemeldet haben.

	Exemplare.
Herr Buchhändler Wittekind in Eisenach	2
— D. Pfähler in Heidelberg	4
— Oberjägermeister von Beaulieu in Hannover	1
— Senator Schamkessel in Heilbronn	1
Durch ihn folgende:	
Herr G. Strauß, Stadtgerichts Assessor	1
— J. W. Kessler, Stadtorganist	1
— Handelsmann Rueff	1
— — Zöller	1
— — Stanz	1
— Hauber, Canton Creichgauischer Cassirer	1
— Hiller, Operateur	1
— Dorg, Kiefer in der Herzogl. Würtemberg.	
Pflege	1
— Uhl, Herzogl. Würtemberg. Reg. Rath und Kanton Creichgauischer Consulent.	1
— Schlegel, Stadtgerichtsassessor	1
— Gmelin, Doct. Med. und erster Stadtphysic.	1
— Mylius, Senator	1
Demoiselle Louise Orth	1
Herr Neubauer, Apotheker	1
— Bezold, Stadtgerichtsassessor	1
— Kratzer, Senator	1
— von Bakhaus, Handelsmann	1
— Herrmann, Freyherrl. von Gemmingenscher Amtmann zu Hofenheim	1
— Prünel, K. K. Hauptmann und Auditeur vom Würtemberg. Infanterier.	1
* * *	
Frau Erbgräfin Caroline von Isenburg - Meerholz	1
Durch Herrn Krieger in Marburg:	
Demoiselle Berchermann in Marburg	1
— Mariane Hofmann in Nidda	1
Demoiselle Elise Hofmann in Niedermackstedt	1
Herr	

Herr Buchhändler Heyer in Gießen 2

* * *

— Landkammerrath Ridel in Weimar 6

— Conferenzzrath von Heinrich in Kopenhagen 1

Frau Majorin von Tettau in Weimar 1

Die verwittwete Frau Prinzessin Victorie zu Hef-
sen-Philippsthal in Cassel 2

Herr Prediger Stolterfoht in Lübeck 8

— Graf Holck in Kiel 20

— Bürgermeister Schweizer in Frankfurt am M. 1

— Major von Zach in Gotha 2

Madame Weifs in Langensalze 1

Herr Pfarrer Rudolph in Krahne 2

Madame Welker in Gotha 1

Herr Chr. Aug. Becker in Mühlhausen 1

— Professor Eck in Leipzig 12

— Cantor Naumann in Harzgeroda 1

— Professor Mehmel in Erlangen 1

— Joh. Chr. Mezold in Arnstadt 1

— Rector Schmid in Pösneck 1

— Kaufmann Gräfer in Langensalze 1

Madam Richter in Leipzig 1

Herr Geheimerath von Thümmel in Sonneborn 2

Frau Rittmeisterin von Wangenheim daselbst 1

Herr Pfarrer Stetefeld in Großfahnen 1

— Cand. Braunschweig in Rotenburg a. d. Fulda 2

Frau Director Hammann in Wallendorf 1

Herr von Hopfgarten in Craula 1

Frau Gräfin von Krockow in Krockow 6

Durch Herrn Bertels in Flensburg:

Madame Feddersen daselbst 1

— Stuhr 1

— Christianfen 1

Demoiselle Christianfen daselbst 1

— — Peterfen 1

Herr Buchdrucker Jäger 1

* * *

Madame Wichmann in Celle 1

Herr Mag. Lenz daselbst 1

Fräulein Wilhelmine Vitzthum von Eckstedt in

Woitsdorf 1

Frau-

Fräulein Henriette Vitzthum von Eckstedt das.	I
Herr Ziegler in Erfurt	I
Durch ihn folgende daselbst:	
Demoiselle Barth	I
Demoiselle Rümpler	I
Madame Stolz	I
Frau Doctor Born	I
Demoiselle Müller	I
* * *	
Herr Wahren in Langensalze	I
Frau Bürgermeister Weifs daselbst	I
— — — Schalkalden daselbst	I
Herr Joh. Dan. Stecher, Cand. in Biberach	I
Durch ihn folgende daselbst:	
— Gr. Fr. Stecher, Cand.	I
— — Haas, Cand.	I
— Noah Gutermann, Zinngießer	I
— Christoph Jonas Heiß, Handelnder	I
— Christoph Jakob Wisshak, —	I
* * *	
— Jägermeister von Troyß in Stollberg am Harze	I
Ein Ungenannter in Gotha	I
Herr Pfarrer Heim in Gumpelstadt	I
Durch Herrn Hofmeister Gutberlet in Willing-	
hausen folgende:	
— Amtmann Biskamp in Treißen in Hessen	I
— Metropolitan Wick daselbst	I
— Pfarrer Wagner daselbst	I
— Kriegsrath von Gillsa daselbst	I
Frau Aebtissin von Donop im Stifte Köppel in Westphalen	I
— Rittmeister von Schwerzel in Willinghausen	I
* * *	
Herr Schlimmbach, Hofmeister der jungen Herren von Arnim in Schwarzensee	I
Frau von Arnim, geborne von Eckstedt, daselbst	I
Herr Prediger von Gehren in Kopenhagen	3
— — Martin in Töpfer	I
Demoiselle Carsten in Ibenhain	I
Herr Kammersekretär Streit in Breslau	12
Demoiselle Gotter in Gotha	I
	Herr

	Exemplar
Herr Hofdiakonus Grobstich daselbst	1
Durch Herrn Hofrath Fault in Bückeburg:	
Die verwittete Frau Fürstin Juliane von Schaumburg - Lippe	2
Herr Kammerdirector Spring in Bückeburg	1
Der Freyherr von Syberg zu Busch in der Grafschaft Mark	1
Herr Regierungsrath Heuser in Rinteln	1
* * *	
— Herr Pfarrer Schlez in Ippesheim	3
— — Piper in Reinshagen bey Güstrow	1
— Candidat Fröhlich in Rundhof	5
Durch Ihn folgende:	
— Canzley - Assessor Kellermann in Hadersleben	1
Madame Siemsen in Altona	1
* * *	
Fräulein Amalia von Hendrich in Sonneborn	2
Durch Sie:	
Fräulein Julie von Studnitz in Gotha	1
Ein Ungenannter	1
* * *	
Das Intelligenz - Comtoir in Hannover	3
Herr Candidat Heinemeyer in Jever	1
— Lampert Rittergutsbesitzer in Balstedt	1
Frau Hofrathin von Gökel in Großfahnen	1
Herr Gr. Casp. Graff in Greußen	1
Die Expedition der Deutschen Zeitung	1
Herr Pfarrer Hey in Leina	1
Die Frau Landgräfin Wilhelmine zu Hessen - Philippsthal in Barchfeld	2
Frau Cantor Kirchner zu Bücheloh	1
Herr Studiosus Heinrich zu Göttingen	1
— Hofmann der Buchh. Best. zu Göttingen	1
Frau Kammerherrin von Görne auf Wessnig und Möser	1
Herr Kaufmann Schlingemann in Zwoll	2
Demoiselle Charlotte Schlingemann daselbst	1
Frau Diakonus Kurz in Haynau	1
— Majorin Vitzthum von Eckstedt in Woitsdorf, in Schlesien	1

Einleitung.

Nie konnte ich die Geschichte vergangner Zeiten mit Aufmerksamkeit überschauen, noch die jetzt lebende Welt mit scharfem, beobachtendem Blick betrachten, ohne in der Seele von den traurigsten Gefühlen des Kummers und Unwillens niedergeschlagen zu werden. Ja, seufzen mußte ich dann jedesmal, wann ich mir das Geständniß abgezwungen sah, daß entweder die Natur selbst einen großen Unterschied zwischen Menschen und Menschen gemacht habe, oder daß die Ausbildung derselben sehr von Ungerechtigkeit und Partheylichkeit geleitet worden sey. Ich hatte mir ein eignes Geschäfte daraus gemacht, eine Menge von Schriften über Erziehung nachzulesen, und das wirkliche Verfahren der Eltern und die Behandlung

A in

in den Schulen anhaltend zu beobachten; aber, was war das Resultat davon? — Die feste Ueberzeugung, daß eine *vernachlässigte Erziehung* meiner Mitgeschöpfe die Hauptquelle des Elendes sey, das ich so sehr beklage; und daß vorzüglich das *Weib* durch die vereinte Wirkung verschiedener Ursachen, die am Ende alle aus Einem, zu voreiligen Schlusse entspringen, schwach und unglücklich werden müsse.

In der That, es bedarf nur eines aufmerksamen Blicks auf das Betragen und die Sitten der Weiber, um sich auf das vollkommenste zu überzeugen, daß ihre Seelen nicht in einem gefunden Zustande sind. Man kann sie mit Blumen vergleichen, die man in einem zu fetten Boden treibt, weil bey ihnen gerade so wie bey diesen *Kraft* und *Nutzbarkeit* der *Schönheit* aufgeopfert wird: die prangenden Blätter welken, haben sie ein üppiges Auge wenige Stunden ergötzt, verachtet auf dem Stengel dahin, lang vor der Zeit, in der sie zur Reife hätten kommen sollen. — Eine Ursache jenes *unfruchtbaren*
Blü-

Blühens der Frauenzimmer schreibe ich auf Rechnung eines falschen Erziehungssystems, das man aus verschiedenen Schriften, die über diesen Gegenstand erschienen sind, zusammengestellt hat. Ihre Verfasser dachten sich in dem Begriffe unsers Geschlechts mehr *weibliche* als *menschliche* Geschöpfe; und daher war es ihnen weit mehr darum zu thun, *reizende Gebieterinnen*, als *vernünftige Gattinnen* aus denselben zu machen. Wirklich hat durch diese gleißende Huldigung der weibliche Verstand sich so weit bethören lassen, daß jetzt die gebildeten Weiber unsers Jahrhunderts, mit Ausnahme einiger wenigen, fast bloß darauf ausgehen, *Liebe* einzufloßen, da sie doch einen edlern Stolz in sich nähren und durch Vorzüge des Geistes und des Herzens *Achtung* gebieten sollten.

In einem Werke über weibliche Rechte und Sitten dürfen daher die Schriften, die recht eigentlich zu der Bildung dieses Geschlechts abgefaßt worden sind, nicht übergangen werden. Am wenigsten darf dieß geschehen, wenn man, wie ich, geradezu

annimmt, daß die Seele der Weiber durch falsche Verfeinerung geschwächt ist; wenn man, wie ich, ausdrücklich behauptet, daß selbst *die* Bücher, die Männer von Genie zu ihrer Belehrung schrieben, am Ende doch sie zu demselben Ziele geleitet haben, wohin frivolare Producte führen mußten, und daß man sie in diesen Büchern auf gnt Mahometanisch, nur als *Weiblichkeiten* betrachtet hat, und nicht als einen Theil der Menschengattung, deren heiliger Charakter vervollkommnungsfähige Vernunft ist, die allein den Menschen über die thierische Schöpfung erhebt und seiner schwachen Hand einen Scepter übergiebt, mit dem er die Natur beherrscht.

Doch, ich besinne mich, daß ich selbst Weib bin; und daher mag ich nicht gern meine Leser auf den Gedanken bringen, als ob ich Willens sey, mich in eine heftige Fehde über die streitige Frage einzulassen: ob das weibliche Geschlecht dem männlichen durchaus gleich zu setzen oder dieses jenem überlegen sey? Gleichwohl liegt dieser Gegen-

genstand mit auf dem Wege, den ich betreten habe; und ich darf ihn nicht ganz übergehen, wenn ich den Hauptzweck meines ganzen Raisonnements gegen Mißverständnisse sichern will. Deswegen sey es mir erlaubt, hier noch einen Augenblick zu verweilen, und mit wenigen Worten meine Meynung zu sagen.

In der Haushaltung der physischen Welt bemerkt man leicht, daß insgemein das weibliche Geschlecht dem männlichen nachzustehen pflegt. Das Männchen verfolgt, das Weibchen ergiebt sich — das ist Gesetz der Natur: und dieß Gesetz scheint sich auch auf das weibliche Geschlecht unter den Menschen zu erstrecken. Diese *physische Ueberlegenheit* kann nicht abgeleugnet werden, und fürwahr — sie ist ein edles Vorrecht! Und nicht einmal zufrieden mit diesem natürlichen Vorzuge, geben die Männer vielmehr sich alle Mühe, uns noch immer tiefer herabzusetzen. Ihre Absicht dabey ist, aus uns Geschöpfe zu machen, die auf einige Augenblicke ihren Sinnen schmeicheln: und die

Weiber, trunken von der Anbetung, die die Männer, überwältigt von ihrer eignen Sinnlichkeit, ihnen leisten, verfäumen dagegen auch sie durch ein dauerhaftes Band an sich zu fesseln, und *eigentliche Freundinnen* dieser stolzen Wesen zu werden, die ihren Umgang als einen Zeitvertreib betrachten.

Ich sehe leicht voraus, was man dagegen sagen wird: — von allen Seiten höre ich gegen *männliche Weiber* schreyen. Aber ich möchte wohl fragen, wo denn *die* zu finden sind? Beabsichtigen die Männer durch diesen Ausdruck nichts als einen gerechten Tadel der leidenschaftlichen Hitze, mit der wohl manche von ihnen die Jagd oder das Spiel betreiben mögen; — so stimme ich von ganzem Herzen ein. Wollen sie aber damit der Nachahmung *männlicher Tugenden* Einhalt thun, oder genauer zu reden, dem Erwerbe solcher Talente und Vorzüge entgegen wirken, deren Uebung den menschlichen Charakter veredelt, und deren Besitz auch die Weiber auf der Leiter lebendiger Wesen bis zu der Stufe erhebt, wo man sie unter dem gemein-

7

meinschaftlichen Namen *der Menschengattung* mit begreift; — so muß meines Bedünkens, jedermann, wer sie mit philosophischem Auge betrachtet, mit mir wünschen, daß sie *in diesem Sinne* von Tag zu Tage immer männlicher werden mögen.

Nach dieser Erörterung zerfällt meine Abhandlung von selbst in zwey Theile. Zuerst werde ich die Weiber aus dem erhabenen Gesichtspunkte betrachten, aus dem sie als *menschliche Geschöpfe* überhaupt erscheinen, die eben so gut als die Männer auf diese Erde gesetzt wurden, um ihre Kräfte und Fähigkeiten zu entwickeln: zweytens werde ich sodann noch besonders ihre *eigenthümliche Bestimmung* angeben.

Einen Fehler, in welchen viele, sonst achtungswerthe, Schriftsteller verfallen sind, werde ich sehr zu vermeiden suchen. Der Unterricht nämlich, den man bisher den Weibern in die Hände gab, war, (wenn man die einzelnen guten Lehren, die in *Sandford und Merton* hier und da eingestreut, und nur beyläufig vorkommen, ausnimmt) doch eigent-

lich nur auf *Ladies*, auf Weiber von sehr hohem Stande anwendbar. Dagegen gedenke ich mein Geschlecht in einem nachdrücklichen Ton anzureden, und damit mein besondres Augenmerk auf die Weiber aus den *mittlern Ständen* zu richten, weil es mir vorkommt, daß diese sich noch in dem natürlichsten Zustande befinden. Vielleicht sind es allemal die Großen, durch die zuerst der Same falscher Verfeinerung, eitler Ehrsucht und Unsittlichkeit ausgestreut wird. Schwache, künstliche Wesen, die sich vor der Zeit und gegen die Natur, über die gemeinen Bedürfnisse und Leidenschaften ihrer Gattung erhaben fühlen — was können die wohl anders, als die Grundpfeiler der Tugend selbst untergraben und Verderbniss durch die ganze Masse der Gesellschaft verbreiten! — Bey dem allen haben sie als ein Theil des Menschengeschlechts den stärksten Anspruch auf unser Mitleiden, das wir ihnen in desto höherm Grade schenken müssen, je mehr die ganze Erziehung der Reichen darauf hinarbeitet, ihre Zöglinge frivol und hilflos zu ma-

machen, und je weniger ihr Geist, bey' feiner Entwicklung, durch die Uebung solcher Pflichten gestärkt wird, die dem menschlichen Charakter seine Würde geben. — Sie leben ja bloß um sich die Zeit zu vertreiben; und so kommt es denn, nach einem Gesetze, das in der Natur unabänderlich und unfehlbar wirkt, bald genug dahin, daß sie auch andern weiter nichts als leeren Zeitvertreib gewähren.

Doch, da ich entschlossen bin, auf die verschiednen Stände der Gesellschaft, und auf den moralischen Charakter der Weiber in einem jeden derselben ganz besonders Rücksicht zu nehmen, so kann ich es, für jetzt, bey diesem Wink bewenden lassen. Ich wollte hier auf diesen Punkt nur hindeuten, weil es mir gerade das wesentlichste Erforderniß einer Einleitung zu seyn scheint, daß sie eine kurze Uebersicht von dem Inhalte des Werkes gebe, in welches sie einleiten soll.

Die Personen meines Geschlechts werden mir, wie ich hoffe, verzeihen, wenn ich,

statt ihren *zauberischen* Reizen zu schmeicheln, sie lieber wie *vernünftige* Geschöpfe behandle, und wenn ich mir sie nicht in einem Zustande ewiger Kindheit denke, in dem sie nie das Gängelband von sich werfen dürfen. Mein heißer Wunsch ist, sie über wahre Würde, über wahres Glück der Menschheit zu belehren. Zu diesem Ende werde ich mich bemühen, die Weiber zu dem ernstlichen Bestreben aufzumuntern, sich immer mehr *Stärke der Seele und des Körpers* zu erwerben; ich werde sie zu überzeugen suchen, daß die honigfüßen Redensarten, wie: Regsamkeit des Herzens, Delicateſſe der Empfindung, Verfeinerung des Geschmacks, fast gleichbedeutende Ausdrücke für Schwäche sind; ich werde alles aufbieten, um es ihnen recht anschaulich zu machen, daß Wesen, die nur Gegenstände des Mitleids und jener schmelzenden Art von Liebe sind, die man gemeiniglich die Schwester des Mitleids nennt, nothwendig bald Gegenstände der Verachtung werden müssen.

Man

Man erwarte daher nicht, von mir jene süsse, zärtliche Sprache, zu der sich die Männer so gern herablassen, wenn sie unsere fklavische Abhängigkeit von sich in etwas mildern wollen. Nein, ich sehe mit Verachtung herab auf jene schwächliche Eleganz der Seele, auf jene ausgesuchte Empfindsamkeit, und auf jene sanfte Geschmeidigkeit im Betragen, die man insgemein als wahre Eigenthümlichkeiten „der schwächern Werkzeuge“ anzugeben pflegt. Dagegen werde ich mir alle Mühe geben, darzuthun, dass Eleganz jederzeit der Tugend nachstehen muss; dass eine rühmliche Ehrliche immer ihr vorzüglichstes Augenmerk darauf zu richten hat, sich einen Charakter als menschliches Geschöpf, ohne Rücksicht auf Geschlechtsverschiedenheit, eigen zu machen; und dass jeder untergeordnete Zweck allemal erst an diesem ächten Probiersteine zu prüfen ist.

Dies ist ungefähr der rohe Entwurf meines Plans. Sollte es mir nun gelingen, meine Ueberzeugungen mit der andringenden

Wär-

Wärme vorzutragen, von der ich mich jedesmal belebt fühle, so oft dergleichen Gedanken meiner Seele vorschweben; so wird das, was Erfahrung und Nachdenken mir in die Feder sagten, von manchem meiner Leser gewiss mit empfunden werden. Beseelt von der Wichtigkeit des Gegenstandes werde ich es nicht der Mühe werth achten, meine Redensarten auszufuchen oder meinen Stil zu glätten: — meine Absicht ist Nutzen zu stiften, und zu diesem Ende muß Geradheit mich vor allen Künsteleyen sichern. Da es mir mehr darum zu thun ist, durch Stärke der Gründe zu überreden, als durch Reize des Ausdrucks zu blenden; so darf ich meine Zeit nicht damit verderben, jeden Perioden mühsam abzurunden, oder erkünstelte Gefühle zu heucheln, die aus dem Kopfe kommen und nie zum Herzen dringen. — Nur die Sache soll mir wichtig seyn, nicht Worte: und vielleicht wird mein ernstliches Bemühen, mein ganzes Geschlecht zu einem achtungswürdigern Theile der menschlichen Gesellschaft umzubilden, mich auch vor der Ge-

Gefahr vorüber führen, in jene blumenreiche Sprache zu verfallen, die sich aus Abhandlungen in Romane, und aus Romanen in vertraute Briefe, und selbst in den Gesellschaftston eingeschlichen hat.

Es mag seyn, daß solche nichtsagende Artigkeiten — die das schöne Bild der wahren Empfindsamkeit oft bis zur Caricatur entstellen — sanft und leise von den Lippen gleiten; immer wird durch sie doch der Geschmack verfälscht, und eine Art von kränklicher Delicatesse hervorgebracht, die sich mit einfacher, ungeschminkter Wahrheit nicht verträgt. Und nun strömt eine Flut erheuchelter Gefühle und überspannter Empfindungen herzu, erstickt im weiblichen Herzen jede natürlichere Regung, und benimmt ihm allen Geschmack an den häuslichen Freuden, die uns doch die Uebung jener schwerern Pflichten erleichtern müssen, welche ein vernünftiges und unsterbliches Wesen für einen höhern Wirkungskreis erziehen.

Man

Man kann nicht leugnen, daß man seit kurzem mehr als sonst auf weibliche Erziehung geachtet hat. Indessen fahren doch selbst die Schriftsteller, die sich ein eignes Geschäft daraus machen, die Frauenzimmer, sey es durch Satyre, oder durch eigentliche Belehrung, zu bessern, noch immer fort, sie als ein frivoles Geschlecht anzusehen, und als ein solches entweder zu verlachen oder zu bedauern. Es ist unverkennbar, daß die Weiber immer noch viele ihrer frühern Lebensjahre mit dem Erwerbe einiger dürftigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten, die meistens doch nur Stümperey bleiben, verderben müssen. Mittlerweile opfern sie immer noch die Stärke ihres Körpers und Geistes unsittlichen Begriffen von Schönheit und dem Bestreben auf, durch eine Heyrath — das einzige Mittel, durch das ein Frauenzimmer in der Welt emporkommen kann — ihr Glück zu machen. Weil aber dieses unruhige Streben am Ende doch bloß thierische Geschöpfe aus ihnen macht; so handeln sie nun auch, wann sie endlich einmal hey-
ra-

rathen, genau so, wie man von solchen Kindern erwarten kann. Sie putzen sich; sie malen sich, und machen Gottes Werk zum Gespött. — Wahrhaftig solche schwache Wesen taugen nur in ein Serail! Wie wären *die* wohl im Stande einem Hauswesen vorzustehen, oder sich auch nur der armen Geschöpfchen anzunehmen, die sie zur Welt bringen?

So dürfte sich denn aus dem gegenwärtigen Benehmen der Frauenzimmer im Ganzen genommen, aus ihrem leidenschaftlichen Hange zum Vergnügen, der an die Stelle der Ehrliebe und jener edlern Bestrebungen, die die Seele erweitern und erheben, getreten ist, ziemlich richtig folgern lassen, daß die Anweisung, die man ihnen bisher ertheilte, eigentlich es war, die, in Verbindung mit der Staatsverfassung, sie zu einem Zwecke leitete, der weiter nichts aus ihnen, als unbedeutende Gegenstände bloß sinnlicher Wünsche — bestimmt nur Thoren fortzupflanzen! — machen mußte. Es dürfte sich beweisen lassen, daß das Bemühen, die Wei-
ber

ber auf einem andern Wege, als durch die Ausbildung ihres Verstandes, zu vervollkommen, sie aus dem Kreise ihrer Pflichten herausreißen, und mit dem Augenblicke, in dem die hinfällige Blüthe der Schönheit welkt, in lächerliche und unbrauchbare Geschöpfe verwandeln muß *). Und wenn sich jenes folgern und dieß beweisen läßt; so werden, hoffe ich, *vernünftige* Männer, es mir gewiß verzeihen, daß ich in Weibern den Wunsch hervorzubringen suche, immer männlicher und achtungswürdiger zu werden. In der That, es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um zu finden, daß das Wort *männlich* weiter nichts als ein Popanz ist. Man hat wenig Ursache zu fürchten, daß die Weiber am Ende wohl zu viel Muth und Seelenstärke gewinnen könnten. Sie stehen die-

*) Ein muntre Schriftsteller, dessen Name mir eben nicht beyfällt, wirft die Frage auf: was denn Weiber, die über vierzig hinaus find, wohl eigentlich noch in der Welt zu thun haben?

Ann. der Verfasserin.

in Hinsicht auf körperliche Kraft den Männern zu augenscheinlich nach, als daß sie von diesen nicht immer noch in den mannichfaltigen Lebensverhältnissen abhängig bleiben müßten. Wodurch aber würde man wohl berechtigt, sie noch tiefer durch Vorurtheile herabzusetzen, welche die Tugend als das Eigenthum Eines Geschlechts betrachten und einfache Wahrheiten mit sinnlichen Träumereyen verwirren?

Fürwahr, man kann nicht leugnen, daß die Weiber durch falsche Begriffe von weiblicher Vortrefflichkeit ganz sichtbar herabgesunken sind. Ich fürchte daher ganz und gar nicht etwas Paradoxes zu sagen, wenn ich behaupte, daß es eben jene erkünstelte Schwäche ist, die einen Hang zum *Tyrannisieren* in ihnen erzeugen, und sie auf *List* und *Schlaubeit*, die immer Feindinnen der Stärke sind, hinführen muß. So geht es denn wohl sehr natürlich zu, wenn sie auf den Gedanken kommen, mit jenem elenden, kindischen Wesen ein Spiel zu treiben, das selbst da, wo es Wünsche erregt, doch alle Achtung noth-

wendig zerstören muß. Man nähere nur nicht weiter jene Vorurtheile unter ihnen; so werden sie von selbst in ihre, zwar untergeordnete, aber immer achtungswerthe Stelle, für welche sie in dieser Welt bestimmt sind, eintreten.

Kaum scheint mir jetzt noch die Erklärung nöthig, daß das, was ich eben gesagt habe, vom weiblichen Geschlechte nur *im Allgemeinen* gelten soll. Unleugbar ist es, daß manche einzelne Glieder in demselben den männlichen Geschöpfen, denen sie gegenüberstehen, an Einsichten weit überlegen sind. So wie bey einer Wage, wo nach langem Schwanken, am Ende doch immer nur *die* Schale die andre überwiegt, die wirklich gewichtiger als die andre ist; so beherrscht auch manche Frau ihren Mann, ohne ihn dadurch zu erniedrigen: denn im Grunde herrscht der Klügere doch allenthalben.

Erstes Kapitel.

*Betrachtung der Rechte der Menschheit,
und der Pflichten, welche daraus
fließen.*

Ein aufmerksamer Blick auf den gesellschaftlichen Zustand, in dem sich gegenwärtig die Menschheit befindet, überzeugt uns von der Nothwendigkeit, selbst da, wo man die einfachsten Wahrheiten aufsucht, auf erste Grundsätze zurückzugehen. Auf jeden Schritt stellt sich dem Forscher dieses oder jenes herrschende Vorurtheil entgegen, das er zuvor wegräumen muß, wenn er auf seinem Wege weiter kommen will. Um mir den meinigen zu bahnen, muß ich zuvörderst um die Erlaubniß bitten, einige ganz leichte Fragen aufzuwerfen. Meine Antworten sollen, wie ich hoffe, eben so einleuchtend seyn, als die obersten Principien unsrer vernünftigen Er-

kenntniß überhaupt es sind: wenn ich gleich gern zugebe, daß die Urtheile und Handlungen der Menschen damit geradezu im Widerspruche stehen, so bald die mannichfaltigen Triebfedern sich mit ins Spiel mischen, die ihre Denk- und Handlungs- Weise bestimmen.

Worin liegt das Uebergewicht des Menschen über die thierische Schöpfung der Erde? — Was man darauf antworten muß, ist so klar, als der Satz: daß die Hälfte weniger als das Ganze ist — dieß Uebergewicht liegt in der *Vernunft*.

Was ist der selbsterworbne Vorzug, der ein vernünftiges Wesen über das andre erhebt? *Tugend!* ist die Antwort, die sich einem jeden aufdringt.

Zu welchem Zwecke wurden wohl die Leidenschaften uns gegeben? Der Kampf mit ihnen soll den Menschen in den Stand setzen, einen Grad von *Kenntniß* zu erreichen, der den Thieren schlechterdings versagt ist. So spricht die leise Stimme der Erfahrung.

Hier-

Hieraus folgt, daß die Vollkommenheit unsrer Natur und unfre Empfänglichkeit für wahres Glück nach demjenigen Grade von *Vernunft, Tugend und Kennniß* geschätzt werden muß, durch den die Gesetze der Gesellschaft geleitet werden, und der an ihren einzelnen Gliedern bemerklich ist. Eben so unleugbar ist es aber auch, daß aus der Uebung der Vernunft ganz natürlich Kenntniß und Tugend von selbst herfließen, wenn man die Menschen im Ganzen betrachtet.

Bey einer so vereinfachten Darstellung der Rechte und Pflichten des Menschen möchte es höchst überflüssig scheinen, so unwiderlegbare Wahrheit noch erläutern zu wollen. Allein, so tiefgewurzelte Vorurtheile haben die Vernunft verdunkelt, so unlautere Eigenschaften haben sich den Namen von Tugenden angemaast, daß es nöthig scheint, dem ganzen Gange der Vernunft nachzugehen, zu zeigen, wie er durch den Einfluß äußerer Umstände verwirrt und in Irrthum eingehüllt wurde, und dabey jedesmal den einfachen

Grundsatz mit den zufälligen Abweichungen zu vergleichen.

Die Menschen scheinen in der Regel weit mehr bemüht zu seyn, den Vorurtheilen, die sie, oft ohne selbst zu wissen, wie? eingesogen haben, auf jede Art das Wort zu reden, als sie abzulegen. Selten trifft man eine starke Seele an, die Muth genug hat, sich eigne Grundsätze zu bilden: denn, es herrscht, ich weiß nicht was für eine Geistesfeigheit, welche macht, daß die meisten Menschen dieses Geschäfte muthlos entweder ganz aufgeben, oder doch nur zur Hälfte verrichten. Freylich sind die fehlerhaften Schlüsse, die auf diese Weise gemacht werden, oft nicht ohne Schein, weil sie sich auf Erfahrung, die nur nicht ausgebreitet genug ist, und auf richtige, wenn gleich sehr beschränkte, Ansicht der Dinge gründen.

Wahr ist es, geht man auf erste Grundsätze zurück, so weicht das Laster in seiner ganzen, angeborenen Hässlichkeit jeder nähern Beleuchtung aus: allein ein Schwarm feichter Vernünftler schreyt dagegen ohn' Unterlaß:

laß: dergleichen Gründe bewiesen zu viel, und eine Maafsregel, die im Grunde nichts tauge, könne demungeachtet ganz nützlich seyn. Auf diese Art stellt man das Nützliche so lange den einfachen Grundsätzen entgegen, bis endlich Wahrheit in einem Nebel von Worten verschwindet, Tugend in Formen erstickt, und Wissenschaft durch gleisfende Vorurtheile, die ihren Namen annehmen, in ein tönendes Nichts verwandelt wird.

Im Allgemeinen, dünkt mich, muß der Satz, daß diejenige Einrichtung der Gesellschaft die weiseste ist, bey der man die Natur des Menschen zur Grundlage angenommen hat, einem jeden denkenden Wesen vollkommen einleuchten. Es könnte mir daher als eine sonderbare Anmaafsung ausgelegt werden, wenn ich mir Mühe gäbe, Beweise dafür beyzubringen. Gleichwohl muß doch einmal ein solcher Beweis geführt werden, wenn es je gelingen soll, das Bollwerk, hinter dem das alte Herkommen sich immer noch hält, durch Vernunft über den Haufen zu werfen. Immer ist es ja dieses Herkom-

men, worauf man sich beruft, wenn der Grund angegeben werden soll, durch den man berechtigt sey, Menschen (überhaupt, oder Weiber insbesondrer) ihrer natürlichen Rechte zu berauben — einer von jenen unge-
reimten Trugschlüssen, die dem gesunden Menschenverstande noch täglich Hohn sprechen!

Wenn man von der ganzen Masse der Völker Europa's rühmt, sie sey civilisirt, so kann das nur in einer und der andern Hinsicht gelten. Ja, man kann es noch sehr zweifelhaft finden, ob diese Nationen gegen ihre Unschuld wirklich auch nur Eine Tugend eingetauscht haben, die so viel Elend aufwiegen könnte, als die Laster hervorbrachten, mit denen man die alte unscheinbare Unwissenheit nunmehr übertünchte; noch sehr zweifelhaft finden, ob sie gegen den Verlust ihrer Freyheit, die sie für eine glänzende Sklaverey dahin gaben, auch nur Einen wahren Vorzug gewonnen haben. Ein unruhiges Streben, durch Reichthum zu blenden, der ihnen der geltendste Vorzug ist, zu dem ein Mensch

Mensch gelangen kann; das Vergnügen, welches man empfindet, wenn man über schmeichelnde Schmarotzer durch einen Wink gebieten darf; und manche andre verwickelte, aber niedrige Plane, die eine kindische Eigenliebe so gern zu entwerfen pflegt; — alles das hat dazu beygetragen, den großen Haufen der Menschen zu überwältigen und ihre Freyheit zum bequemen Raube eines erheuchelten Patriotismus zu machen. Denn so lange man noch Rang und Ehrentitel als Dinge von der äußersten Wichtigkeit ansieht, vor denen das Genie „mit gebeugtem Haupte zurücktreten muß“; so lange ist es immer, wenigstens in den allermeisten Fällen, ein großes Unglück für eine Nation, wenn ein Mann von Talent, der aber ohne Stand oder ohne Eigenthum ist, sich auf einen Posten schwingt, der die Augen der Menge auf sich zieht. — Ach, welch unerhörtes Unge-
 mach haben Taufende erduldet, allein um den Cardinalshut für einen ränkevollen Abentheurer zu erkaufen, dem der Gedanke in den Kopf kam, aus seiner Dunkelheit zum

Glanze der dreyfachen Krone aufzusteigen, sich Fürsten gleich zu stellen, oder gar über sie den Herrn zu spielen!

Das Elend, das erbliche Ehrenstellen, Reichthum und Monarchie über die Staaten brachten, war so groß, daß Leute von warmer Empfindung verleitet wurden, da fast Lästerung auszusprechen, wo sie die Verhängnisse der Vorsehung rechtfertigen wollten. Man gab itzt den Menschen für ein Wesen aus, das gar nicht mehr von der Macht dessen, der es schuf, abhängt; oder sah ihn als einen gesetzlosen Planeten an, der aus seiner Bahn geschweift sey, um das himmlische Feuer der Vernunft zu stehlen. Er büßte aber auch diese Vermessenheit schwer genug dadurch ab, daß die Rache des Himmels in der trügerischen Flamme verborgen liegen, und durch sie alles Böse in die Welt kommen mußte.

Dieser Anblick von Elend und Unordnung in der menschlichen Gesellschaft machte auf Rousseau tiefen Eindruck. Müde des ewigen Kampfs gegen künstelnde Thoren ward

ward er warmer Freund der Einsamkeit: und, weil er dabey an eine beste Welt glaubte, so bot er nun seine ganze Beredsamkeit auf zu beweisen, daß der Mensch von Natur zum Einsamleben bestimmt sey. Seine Achtung für die Güte Gottes, die gewiß (welcher Mensch von Verstand und Gefühl könnte es bezweifeln?) nur deswegen Geschöpfe ins Daseyn rief, um Glückseligkeit aufser sich zu verbreiten — führt ihn so weit, daß er das Böse bloß als etwas Zufälliges, und nur als das Werk des Menschen betrachtet; ohne gewahr zu werden, daß er eine Eigenschaft der göttlichen Vollkommenheit auf Kosten einer andern erhebt, die ihr eben so nothwendig zukommt.

Die Beweise, die er nun zu Gunsten eines Naturstandes auf jene falsche Grundlage baut, haben zwar viel Schein; am Ende aber halten sie doch keine strenge Prüfung aus. Ich sage es dreist, daß sie die Prüfung nicht aushalten. Denn behaupten, daß ein Naturstand besser sey, als Kultur in ihrer höchstmöglichen Vollkommenheit — das heißt mit

mit andern Worten, die oberste Weisheit meistern. Auch kann ich nicht verschweigen, daß ich den paradoxen Spruch: Gott habe alle Dinge gut gemacht, und das Böse sey nur durch die Geschöpfe in die Welt gekommen, die Der schuf, der doch wohl wußte, was er schuf — eben so unphilosophisch finde, als er irreligiös ist.

Nein, so wie das Wesen, das uns schuf, und einem jeden von uns seinen Platz anwies, so wie der Allweise Seinen ganzen schönen Plan überschaute, so wollte Er auch gleich, weil Er es so werden liefs, daß durch Leidenschaften unsre Vernunft sich entwickeln sollte. Denn Er war im Stande vorauszu sehen, daß sehr Vieles, was für die Gegenwart als Uebel zu betrachten ist, doch manches Gute für die Zukunft wirken würde. Konnte wohl das ohnmächtige Geschöpf, das Er aus dem Nichts hervorrief, Seiner Vorsehung entlaufen, und ohne Seine Erlaubniß den kühnen Versuch wagen, Böses zu thun, um Gutes daraus zu lernen? Nimmermehr. — Wie war es möglich, daß Rousseau, jener
war-

warme Vertheidiger der Unsterblichkeit, so un-
 zusammenhängend räsonniren konnte? Frey-
 lich, setzen wir den Fall, die Menschheit wä-
 re stets in jenem Naturstande geblieben, den
 selbst seine zauberische Feder nicht zu einem
 solchen Zustande auszumalen vermag, in dem
 auch nur eine einzige Tugend zur Reife kä-
 me — so würde das Urtheil über ihre Be-
 stimmung ganz anders ausfallen müssen. Ge-
 wiss würde dann einem jeden der Gedanke
 sich aufdringen, den nur der gedankenlose,
 kaum mehr als vegetirende Zuschauer überse-
 hen könnte, daß der Mensch zu weiter nichts
 geboren sey, als um eine Weile hier zu leben,
 dann zu sterben, und nur Gottes Garten zu einem
 oder dem andern unbedeutenden Zwecke zu
 schmücken, der sich wohl schwerlich mit Sei-
 nen Eigenschaften vereinigen lassen dürfte.

Wollte dagegen der Schöpfer, Sein Werk
 zu krönen, vernünftige Wesen hervorbrin-
 gen, denen es vergönnt seyn sollte, durch
 den Gebrauch eigner, dazu mitgetheilte
 Kräfte zu ihrer wahren Würde aufzuklim-
 men; fand die höchste Güte selbst es gut, ein
 Ge-

Geschöpf ins Daseyn zu rufen, das, auf eine höhere Stufe als das Thier gestellt*), des Denkens und einer immer steigenden Veredlung fähig wäre; was könnte uns da noch nöthigen, dieses unschätzbare Geschenk (als ein Geschenk aber muß es doch wohl betrachtet werden, wenn der Mensch so geschaffen ist, daß er die Fähigkeit besitzt, sich über jenen Zustand zu erheben, der vermöge bloß

*) Rousseau widerspricht dem Urtheil der Zergliederer, und will nicht zugeben, was doch diese aus der Bildung unsrer Zähne, unsers Magens und unsrer Eingeweide nach einer auffallenden Aehnlichkeit schliessen, daß der Mensch unter diejenigen thierischen Geschöpfe gehöre, die man zu den fleischfressenden zu rechnen pflegt. Ja, die Vorliebe für sein System leitet ihn von der Natur so weit ab, daß er sogar in Zweifel zieht, ob der Mensch zu den geselligen Geschöpfen zu zählen sey. Und doch weist der hilflose Zustand, in dem er als Kind so lange Zeit bleiben muß, ganz deutlich darauf hin, daß er vorzüglich veranlaßt werden soll, in Gesellschaft zu leben.

Anm. der Verfasserin.

bloß sinnlicher Eindrücke nur thierisches Wohlbehagen gewährt) geradezu Quaal zu nennen? Und doch müßte man es für Quaal ansehen, wenn unsre ganze Existenz auf ein Daseyn in dieser Welt eingeschränkt wäre. Wie? sollte der Allgütige, der alles Lebens Quelle ist, Leidenschaften und Denkkraft nur dazu in uns gelegt haben, um uns unsre Tage zu verbittern? sollte Er mit leeren Eingenungen von falschverstandner Würde uns haben täuschen wollen? Wie? Er sollte uns von der Selbstliebe zu den erhabnen Empfindungen haben leiten wollen, die die Erforschung Seiner Weisheit und Güte in uns weckt; und doch sollte die Aufregung jener Gefühle nicht die Absicht haben, unsre Natur, von der sie ein wahrer Theil sind*), zu veredeln, und uns des Genusses eines

*) Man setze zur Erläuterung den Fall: ich hätte bey einem Uhrmacher eine simple Uhr bestellt, die weiter nichts als die Stunden zeigen sollte. Der Künstler aber wollte hier seine ganze Erfindungskraft aufbieten, und brächte noch andre Räder, die sie zur Repetiruhr machten, und derglei-

eines Gott ähnlichen Anthells von Glückseligkeit fähig zu machen? Nein, für mich ist es ausgemachte Wahrheit, daß selbst kein Uebel in der Welt existirt, dem Gott nicht seine Stelle darin angewiesen hätte: und ich gründe diesen meinen Glauben auf die Vollkommenheit Gottes.

Rousseau giebt sich sehr viel Mühe zu beweisen, daß ursprünglich alles gut war.

Eine gleichen Dinge mehr darin an, durch die der sonst einfache Mechanismus nun verwickelt würde. Gesetzt, ich würde dieses einmal durch einen Zufall gewahr — ich stellte den Mann darüber zur Rede; würde er sich wohl damit entschuldigen können, daß er mir sagte: ich hätte nur diese und jene Feder nicht berühren sollen, so würde ich von der Sache gar nichts erfahren haben; und in dieser Voraussetzung habe er sich nur, auf eine mir unschädliche Art, mit diesem Experiment amüsiren wollen? Würde ich ihm nicht mit vollem Recht erwiedern, daß er jene unnützen Federn und Räder lieber ganz hätte weglassen sollen, weil dann jener Zufall überall gar nicht möglich gewesen wäre?

Anm. der Verfasserin.

Eine Menge andrer Schriftsteller find der Meynung, daß jetzt noch alles gut *ist*. Mich belebt die Hoffnung, daß einmal alles gut *werden* wird.

Um seinem ersten Satze treu zu bleiben, geht Rousseau von der Lobrede auf seinen Naturstand zu einer andern fort, die er nun auch der Barbarey halten muß. Wann er hier den Schatten des Fabricius aufruft; so vergift er freylich, daß es den Römern einst, da sie die Welt bezwangen, auch im Traume nicht einfiel, ihre Freyheit auf einen festen Grund zu bauen, oder das Reich der Tugend zu erweitern. Doch, auch dabey bleibt er noch nicht stehen. Eifrige Begierde, sein System zu stützen, verleitet ihn, fogar jede Anstrengung des Genie als etwas Tadelswerthes zu brandmarken. Und, wann er endlich die rohen Tugenden apotheosiren will, so unterwindet er sich Geschöpfe zu Halbgöttern zu erheben, die kaum noch etwas Menschliches an sich hatten — die grausamen Spartaner, die der Gerechtigkeit und allem Dankgefühl zum Hohn, mit kaltem Blu-

te ihre Sklaven zur Schlachtbank führten, die einst als Männer sich gezeigt und ihre Unterdrücker gerettet hatten.

Erkünstelte Sitten und erkünstelte Tugenden sah der Bürger von Genf mit Widerwillen an. Anstatt aber die Dinge so, wie sich's gebührte, von einander zu sichten, warf er den Weizen mit der Spreu hinweg: und er liefs sich gar nicht einfallen vorher zu untersuchen, ob die Uebel, von deren Anblick seine wohlwollende Seele sich mit Abscheu wegwandte, wirklich als Folgen der Kultur, oder vielleicht nur als Reste der Barbarey zu betrachten seyen. Vor seinen Augen sah er, wie das Laster die Tugend mit Füßen trat; sah, wie ein Schein von Güte die Stelle der Wahrheit selbst einnahm; sah endlich, wie Talente, durch Uebermacht gebeugt, zu schlechten Zwecken wirken mußten. Und doch fiel ihm niemals ein, dem grossen Uebel bis zu seiner ersten Quelle nachzugehen, es hinauf bis zu willkührlicher Gewalt, hinauf bis zu den erblichen Vorzügen zu verfolgen, die mit jener Geistesüberlegenheit streiten, welche eigent-

eigentlich, nach dem Gange der Natur, einen Menschen über andre seines gleichen erheben sollte. Er wurde nicht gewahr, daß königliche Macht, binnen wenigen Generationen, in den edeln Stamm selbst Geisteschwäche bringen muß und tausend Andern nur Lockspeise vorhalten kann, um sie unthätig und lasterhaft zu machen.

Wer den Stand der Könige in ein verächtliches Licht stellen wollte, der dürfte nur die mannichfaltigen Uebelthaten aufzählen, durch die sich Menschen zu der höchsten Würde aufgeschwungen haben. Niedrige Ränke, unnatürliche Verbrechen, und entehrende Laster jeder Art waren es nicht selten, die ihnen den Weg zu jenem ausgezeichneten Vorrang bahnen mußten. Und doch konnten Millionen Menschen gedankenlos genug seyn, die kraftlosen Abkömmlinge solcher gierigen Räuber auf ihren mit Blut besudelten Thronen ruhig sitzen zu lassen!*) a)

C 2

Was

*) War es wohl möglich, die Rechte der Menschheit empfindlicher zu kränken, als damals in Frank-

Was anders als giftiger Hauch kann durch eine gesellschaftliche Verbindung wehen,

Frankreich durch die lits de justice geschah, wo ein Kind dem abscheulichen Dubois das Werkzeug dazu werden mußte?

Ann. der Verfasserin.

a) Nach meiner Ueberzeugung giebt es nur Ein Mittel die erbliche Regentenschaft ohne Gewaltthätigkeit abzuschaffen, dieß ist: *Aufklärung* der Regenten und der Bürger. Werden die Regenten hinlänglich aufgeklärt: so werden sie bald einsehen, daß sie bey alle ihrem Reichthume, Macht und Glanze, doch weit weniger Lebensgenuss haben, als ein vernünftiger Bürger, und daher gern jede Gelegenheit benutzen, von dem Posten zurückzutreten, auf welchem sie sich so übel befanden. Wahrheit, Tugend, häusliche Freuden, sind denn diese nicht mehr werth als Reichthum, Macht und äußerlicher Glanz? und alle diese Güter werden gewiss sicherer im bürgerlichen als im Regentenstande gefunden. Wie schwer ist es einem Regenten die Wahrheit zu erfahren! immer ist er mit einem Schwarme von Schmeichlern umgeben, der sie ihm absichtlich zu verbergen sucht, und der Wahrheitsfreund wagt es nicht sich ihm zu nähern.

Wie

hen, wenn ihr oberstes Glied nur in der Kunst, Verbrechen auszufinnen, geübt, wenn

C 3

ihr

Wie schwer ist es einem Regenten tugendhaft zu seyn! Zur Tugend gehört doch ohne Zweifel, Kraft seine Begierden zu beherrschen. Wie schwer ist es aber diese Kraft sich zu erwerben, wenn man unter lauter Leuten aufwächst, lebt und wirkt, die unsere geheimsten Begierden auszuspähen, und zu ihrer Befriedigung Gelegenheit zu verschaffen suchen! Was gehört nun zur häuslichen Glückseligkeit? ein Weib, das man liebt, wohlgezogene Kinder, und gute Hausgenossen. Alles dieses kann der Bürger weit leichter, als der Regent, finden. Jener kann seine Gattin aus hundertten, dieser nur aus fünf bis sechsen wählen; jener kann seine Kinder erziehen und verheyrathen wie er will, dieser nicht. Vom Oberhofmeister bis zum Kammermädchen schmeichelt den Kindern alles und wirkt dem Vater entgegen. Wenn dem Bürger sein Bedienter nicht gefällt: so schickt er ihn fort. Ist es denn dem Regenten eben so leicht, seinen Oberhofmarschall zu entfernen? Zwar hat der Regent ungleich mehr Macht, als der Bürger. Aber wie sehr wird das daher entspringende Vergnügen verbittert, wann er sieht, wie viel man von ihm erwartet. Jeder Nothleidende erwartet von ihm

ihr Führer in weiter nichts, als in der einfältigen Routine eines kindischen Ceremoniels erfahren ist? — Werden denn die Menschen niemals weise werden? Werden sie nie aufhö-

ihm Hülfe, jeder, der etwas Wichtiges unternimmt, Unterstützung, jeder Hausvater Versorgung seiner Kinder. Ist wohl dem besten der Regenten möglich, alle diese Erwartungen zu befriedigen? Auf der andern Seite ist man geneigt, alles Elend, alle Gebrechen des Staats ihm zuzuschreiben. So wie der Prophet sagt: *ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue?* möchte man wohl auch fragen: geschieht auch ein Unglück im Staate, das man dem Regenten nicht zuschreibt? Eben so nöthig ist es, daß das Volk über den Regentenstand, Gesetze, Freyheit, u. d. g. hinlänglich aufgeklärt werde. Dann wird das häufige Streben desselben nach Oberherrschaft sich mindern, und es wird durch vernünftige Vorstellungen sich bestimmen lassen, das zu thun, was man bisher von ihm nicht anders als durch Befehle erzwingen konnte, die sich anfiengen: *Von Gottes Gnaden, wir &c.* Wie ohne diese Aufklärung durch Abschaffung des erblichen Regentenstandes die menschliche Glückseligkeit vergrößert werden könne, kann ich mir nicht denken. S.

hören, Korn von Trespen und Feigen von Disteln zu erwarten?

Man kann dreist behaupten, daß kein Mensch, er sey auch, wer er wolle, selbst bey dem Zusammentreffen der glücklichsten Umstände, im Stande ist, sich so viel Einsicht und Stärke des Geistes zu erwerben, als erfordert wird, um alle Pflichten eines Königs, dem eine völlig unbefchränkte Macht übertragen ist, zu erfüllen. Wie sehr müssen nicht diese Pflichten vollends da verletzt werden, wo selbst der erhabne Posten, auf dem er steht, ein unübersteigliches Hinderniß für ihn wird, vor dem er weder zur Weisheit, noch zur Tugend gelangen kann? wo jede gute Empfindung durch Schmeicheley erstickt, und allem Nachdenken durch Sinnenlust der Weg verschlossen wird? Wahrhaftig, es ist Wahnsinn, wenn man das Schicksal vieler Tausende von der Laune Eines ihres schwachen Mitgeschöpfe abhängig macht, den schon seine Stelle *nothwendiger Weise* unter manche seiner geringsten Unterthanen herabsetzen muß! Nein, nie sollte man es unternehmen,

eine Kraft im Staate niederzudrücken, bloß um eine andre dadurch zu heben. Ein so schwaches Geschöpf, als der Mensch ist, wird jederzeit durch Macht und Gewalt berauscht: und der Mißbrauch, den er davon zu machen pflegt, ist Beweises genug, daß, so wie mehr Gleichheit unter den Menschen sich verbreitet, in demselben Verhältnisse auch mehr Tugend und Glückseligkeit in ihrer Gesellschaft gedeihen muß. Ich weiß sehr gut, daß man diese und ähnliche, aus der schlichten Vernunft abgeleitete, Maximen nicht äußern kann, ohne einen Feuerlarm zu erregen. So wie nur jemand Anstand nimmt, den Einsichten der Vorwelt mit blindem Glauben beyzutreten; so schreyt man auch sogleich, die Kirche und der Staat sey in Gefahr: und wird er gar beym Anblick des menschlichen Elendes so warm, daß er es wagt, menschliches Ansehen zu bestreiten, so trägt man vollends kein Bedenken, ihn als Gottesverächter und als Menschenfeind zu brandmarken. So kränkend solche Lästereien auch sind, so konnte ihnen doch selbst einer der besten Men-

Menschen nicht entgehen*), dessen Asche noch immer Frieden predigt, und dessen Andenken ein ehrfurchtsvolles Schweigen da gebietet, wo von Wahrheiten die Rede ist, die seinem Herzen so nahe lagen. —

Nach diesem Angriff auf die geheiligte Majestät der Könige, wird eine andre Erklärung, die ich hinzusetzen will, nicht mehr auffallen. Ich bin nämlich fest von dem Satze überzeugt, daß ein jeder Stand im Staate, in dem eine sehr beträchtliche Unterordnung, in Rücksicht auf Rang, ein großes Gewicht hat, für Sittlichkeit in hohem Grade schädlich werden muß.

So kann, zum Beyspiel, ein stehendes Heer sich durchaus nicht mit Freyheit vertragen, weil Subordination und Schärfe recht eigentlich als Nerven der Kriegszucht anzusehen sind, und weil Despotismus schlechterdings nothwendig wird, wenn Kraft und Leben in Unternehmungen kommen soll, die nur der Wille eines Einzigen leitet. Nur

C 5

we-

*) der Doctor Price.

A. d. Vf.

wenige Befehlshaber sind im Stande jenen hohen Muth in sich zu fühlen, den überspannte Ideen von Ehre einhauchen, und der doch nur eine Art von Moralität ist, die von dem herrschenden Ton des Zeitalters abhängt. Dagegen muß der groſſe Haufe immer durchs Commando, wie die Meereswellen, sich bewegen lassen. Gleich einem gewaltigen Winde treibt ein Machtwort den Haufen der Gemeinen vor sich weg: sie stürzen mit blinder Wuth dahin, ohne einmal die Ursache zu wissen, warum sie dahin stürzen, oder sich auch nur darum zu kümmern.

Auſſerdem kommt hierbey noch ein anderer Umſtand in Betrachtung. Ich glaube kaum, daß irgend etwas für die Sittlichkeit der Einwohner von Landſtädten ſo nachtheilig werden kann, als wenn der Zufall einen Schwarm unthätiger, oberflächlicher junger Leute in ihre Mitte führt, deren es im Militär ſo viele giebt. Das, womit ſie ſich einzig und allein beſchäftigen, iſt Galanterie: und durch ihre geglätteten Sitten wird das Laſter weit gefährlicher, weil ſie keine Häſſlich-

lichkeit unter einer gefälligen, verschönernden Bekleidung zu verstecken wissen. Ein gewisser Ton der grossen Welt, der ihnen eigen ist, der freylich immer Sklaverey veräth, und immer ein Beweis ist, daß die Seele keinen starken eigenthümlichen Charakter hat, pflegt dennoch einfache Landleute in ein so ehrerbietiges Staunen zu versetzen, daß sie wenigstens die Fehler jener Artigkeit nachzuahmen suchen, wenn sie auch ihre leichte Anmuth nicht erreichen können. Man kann sagen, daß eine jede Armee eine Despotenkette ist: jedes einzelne Glied derselben beugt sich auf der einen, und tyrannisiert auf der andern Seite, ohne seine Vernunft zu gebrauchen; alle zusammen machen eine todte Last aus, die mit Thorheit und Laster schwer auf den Staatskörper drückt. Ein Mensch von Stande und von Vermögen darf unter diesen Umständen, im Vertrauen auf seinen Einfluß, der ohnehin ihn hebt, sein einziges Geschäft daraus machen, dieser oder jenen tollen Grille nachzulaufen; während dem unermittelten *Bürger*, der sich, wie man's nennt, durch

durch sein Verdienst heben muß, nichts übrig bleibt, als ein sklavischer Speichellecker oder ein verworfner Kuppler zu werden.

In eben diese Classe kann man auch die Seefahrer, oder die Herren von der Marine setzen: nur mit dem Unterschiede, daß ihre Fehler einen ganz andern, und zwar bey weitem nicht so feinen Anstrich haben. Sie darf man in einem noch eigentlicheren Sinne der Unthätigkeit bezüchtigen, sobald die Handlungen ihres Diensts vorüber sind: während man unsern Kriegern zu Lande, so unbedeutend ihr Hin- und Herflattern auch seyn mag, doch immer noch einen *geschäftigen* Müßiggang zugestehen muß. An jenen, deren Umgang meist auf männliche Gesellschaft beschränkt ist, zeigt sich häufig ein Hang zum Muthwillen und zu allerhand tückischen Streichen: dahingegen diese, denen der Zutritt in Zirkel der feinen weiblichen Welt offen steht, gemeiniglich in eine empfindsame Romanensprache fallen. — Jedoch auf Geist darf man in keinem Falle bey ihnen rechnen, sie mögen nun in ein lautes Gelächter

ter ausbrechen, oder sich auch nur ein zierliches Lächeln verstatten.

Man erlaube mir jetzt noch eine andre Zunft anzuführen, in der man sicher mehr Geist suchen darf — ich meyne die Geistlichkeit. *b)* Denn, so wenig es einerseits zu leugnen ist, daß die Glieder dieses Standes vorzügliche Gelegenheit haben, ihre Seelenkräfte auszubilden; so gewiss ist es dagegen doch auch, daß die knechtische Subordination, die unter ihnen so gut, wie in dem Militär Statt findet, ihrem Verstande fast eben so drückende Fesseln anlegt. Die blinde Unterwerfung unter Glaubens-Formulare, die ih-

b) Ich setze hinzu den Stand der Gelehrten überhaupt, in so fern dieser eine eigne Gattung von Menschen ausmacht, die sich schämt, durch die Arbeit ihrer Hände etwas zu produciren und deswegen genöthiget ist, ihre Dienste dem Staate, mehrentheils gegen einen elenden Lohn zu verkaufen, die Produkte des Fleisses ihrer Mitbürger aufzehren hilft, und selbst gemeiniglich in Kummer und sklavischer Abhängigkeit ihre Tage zubringt. S.

ihnen die Schule einprägt, vertritt die Stelle eines Noviziats für den künftigen Pfarrer, der doch in der Folge die Meynung seines Rectors oder seines Patrons in Unterthänigkeit verehren muß, wenn es ihm anders darum zu thun ist, auf seiner Laufbahn weiter vorzurücken. Es giebt vielleicht keinen auffallendern Contrast, als der ist, den der sklavisch kriechende Gang eines armen Pfarrers und der höfische Anstand eines Bischoffs mit einander machen. Und gerade die tiefe Verehrung, die der eine einflößt, und die tiefe Verachtung, die der andre auf sich zieht — gerade die sind Schuld, daß die Verwaltung ihrer beyderseitigen, sonst sehr verschiedenen Geschäfte, beym einen wie beym andern, ohne Nutzen bleibt.

Eine allgemeinere Bemerkung, die mir hierbey von Wichtigkeit zu seyn scheint, ist diese: daß der Charakter eines jeden Menschen sich gewissermaassen mit nach seiner Lebensart bildet. Bey einem Manne von Kopf mag sich dieß oft bloß auf einen gewissen Anstrich seines äußern Benehmens zurück-

rückführen lassen, der jedoch in der Maasse verschwindet, als man demjenigen nachgeht, was ihm eigenthümlich ist. Dagegen wird man an dem schwachen, gewöhnlichen Menschen fast nie etwas mehr als die Züge antreffen, die schon dem Charakter seiner Zunft angehören. Wenigstens wird man alle seine Ideen, (gesetzt, sie seyen auch die feinen) in einem Gefässe, dem Autorität die Weihe gab, dergestalt verwässert finden, daß von dem matten Geiste, den die Traube seines Stockes dazu hergiebt, nichts mehr zu schmecken ist.

Aus diesem Grunde sollte der Staat, so wie sich mehr Aufklärung in ihm verbreitet, auch immer ernstlicher darauf bedacht seyn, unter seinen Bürgern nicht solche Corporationen zu begünstigen, die sie, schon vermöge der Natur der ihnen angewiesenen Lebensart und Berufsgeschäfte, in Thorheit oder Laster stürzen müssen.

Zu einer Zeit, wo die Staaten noch in ihrer Kindheit waren, wo die Menschheit eben im Begriffe stand, sich aus der Barbarey her-

hervorzuarbeiten; da durften freylich Heerführer und Priester nur die beyden stärksten Triebfedern in der Maschine einer rohen Staatverwaltung, nur Furcht und Hoffnung in Bewegung setzen, und mußten zu dem Ende unbeschränkte Macht besitzen. So mußte Aristokratie ganz natürlich die erste aller Regierungsformen werden. Doch halten streitende Interesse sich nicht gar lange das Gleichgewicht: aus dem Gewirre ehrgeiziger Kämpfe geht schnell eine Monarchie und eine Hierarchie hervor, und beyde werden auf ihrem Grunde durch Lehnverhältnisse noch mehr befestigt. Auf diese Art denke ich mir den Ursprung von Monarchenmacht und Priestergewalt, und das erste Dämmern von Kultur. Nun aber lassen Stoffe, die so entzündbar als diese sind, sich nicht sehr lange aufbewahren. Durch Kriege von aussen und durch Empörungen von innen macht sich das Volk einigermaassen Luft: es gewinnt in der Verwirrung einige Gewalt, und das nöthigt denn seine Herrscher ihren Druck mit einem Anstrich von Güte zu übertünchen.

So

So wie demnach Kriege und Ackerbau, Handlung und Wissenschaften den Geist des Volks erweitern, so sieht sich der Despot gezwungen, die Macht, die man vordem durch offenbare Gewalt an sich gerissen hatte, nunmehr durch schleichende Verderbnis fest zu halten. *) Und dieser giftige, verborgne Krebschaden wird nun durch Schwelgerey und Aberglauben, die der wahre Bodensatz der Ehrsucht sind, sehr schnell verbreitet. Die steife Puppe eines Hofes wird erst selbst ein schwelgerisches Ungeheuer, oder ein raffinirter Wollüstling, und dann weifs sie die Seuche, die ihr unnatürlicher Zustand auch über Andre verbreitete, noch zum Werkzeug ihrer Tyranney zu machen.

Der

*) Männer von Talent streuen Samenkörner aus, die gewiss aufkeimen und für die Umstimmung der herrschenden Denkart von sehr bedeutendem Einflusse sind. Wenn einst einmal die öffentliche Stimme durch Waffen der Vernunft die Oberhand gewinnt, so darf man sicher den Umsturz willkührlicher Gewalt nicht mehr von ferne ahnen.

Anm. der Verfasserin.

D

Der verderbliche Purpur ist es, der den Fortschritt der Kultur in Quaal verwandelt: er ist es, der den menschlichen Verstand bis zu dem Grade verblendet, daß Leute von reizbarem Gefühl nicht länger zu entscheiden wissen, ob Zuwachs an Einsicht mehr Glück oder mehr Elend erzeugt. Indessen weist uns die Natur des Gifts sehr deutlich auf ein Gegenmittel hin. Fürwahr, wenn Rousseau bey seinen Forschungen auch nur Eine Stufe höher getreten, oder wenn sein Auge im Stande gewesen wäre, durch die neblichte Atmosphäre, die er mit Widerwillen athmete, hindurchzudringen; gewiß, sein rascher Geist würde dann zu einer Höhe sich aufgeschwungen haben, von welcher er die menschliche Vollkommenheit im Ideal der wahren Kultur hätte erblicken können, und er würde nicht mit übereiletem Fluge zur Nacht der rohen Sinnlichkeit herabgesunken seyn.

Zwey-

Zweytes Kapitel.

*Prüfung der herrschenden Meynung von
einer wesentlichen Verschiedenheit des
Charakters beyder Geschlechter.*

Die Tyranney, die sich der Mann gegen das Weib erlaubt, bedarf Erklärung und Rechtfertigung. Man hat daher eine Menge sinnreicher Gründe hervorgesucht, die alle beweisen sollen, daß beyde Geschlechter zwar gemeinschaftlich nach Tugend streben, dabey aber doch einen sehr verschiedenen Charakter sich erwerben, und behaupten müssen. Soll ich es gerade heraus sagen? Man gesteht den Weibern gar nicht die erforderliche Seelenstärke zu, durch die sie doch nur jenen hohen Werth erringen könnten, der eigentlich den Namen der Tugend verdient. Allein, so lange man unserm Geschlechte die Seele selbst noch nicht streitig machen kann; so lange

bleibt es, mir wenigstens, immer sehr wahrscheinlich, daß es Plan der Vorsehung ist, die ganze Menschengattung auf Einem und demselben Wege zur Tugend, das heißt, zur wahren Glückseligkeit zu führen.

Sind demnach die Weiber zu etwas Besserm geschaffen, als die kurzen Lebenstage mit Kleinigkeiten zu verändeln; wie dürfte man sie wohl der Unwissenheit, unter dem gleißenden Namen der Unschuld, übergeben? Die Männer beklagen sich — und das mit Recht — über die Thorheiten und Launen unsers Geschlechts, wenn sie nicht gar unsrer unbändigen Leidenschaften und unsrer entehrenden Laster mit Bitterkeit spotten. Da seht, würde meine Antwort seyn, die natürliche Folge der Unwissenheit! Ein Charakter, der nur Vorurtheile zu seinen Stützen hat, hört nie auf zu wanken: und ein reissender Strom bricht mit verheerender Wuth herein, wo es an Dämmen fehlt, die seine Macht zu bändigen im Stande sind. Man sagt ja den Mädchen von Kindheit auf — und das Beyspiel ihrer Mütter prägt ihnen diese Lehre
noch

noch tiefer ein — daß ein Fünkchen Kennt-
nifs menschlicher Schwäche, was mit seinem
rechten Namen Schlaubeit heist, eine gewis-
se Sanftmüthigkeit und Geschmeidigkeit, die
so oft für Gehorsam gilt, und die ängstliche
Beobachtung einer kindischen Art von An-
stand schon hinreichend für sie sey, um sich
des Schutzes der Männer zu versichern. Sind
sie gar noch schön dazu; nun, dann können
sie vollends alles andre, wenigstens auf die
nächsten zwanzig Jahre ihres Lebens, ganz
entbehren.

Dieß ist das Bild, das uns schon Milton
von unsrer uralten, schwachen Mutter Eva
entworfen hat. Indessen muß ich frey be-
kennen, daß ich da, wo er uns sagt, die
Weiber wären für Sanftheit und süsse, gefäl-
lige Anmuth geschaffen, durchaus nicht im
Stande bin, den Sinn seiner Worte aufzufas-
sen, wenn ich nicht annehme, daß er damit,
auf gut Mahometanisch, uns die Seele habe
absprechen und zu verstehen geben wollen,
wir wären zu weiter nichts bestimmt, als
durch süsse, gefällige Anmuth und durch

lenkfame, blinde Unterwürfigkeit jedesmal die Sinne des Mannes zu befriedigen, sobald sein Geist, des höhern Schwungs der Denkkraft müde, den Flügel sinken läßt und ruhen will.

Ja, grobe Beschimpfung thut uns jeder an, wer uns Lehren giebt, die, wenn wir sie befolgen, nur artige Hausthiere aus uns machen müssen! So hat man (um ein Beyspiel anzuführen) jene unwiderstehliche Sanftmuth, die durch Gehorsam herrschen soll, nicht oft und dringend genug empfehlen können. Was für kindische Ausdrücke das sind! Wie unbedeutend müßte ein Wesen seyn — dürfte es wohl jemals auf Unsterblichkeit Anspruch machen? — das sich so weit erniedrigen könnte, auf solchen verkehrten Wegen Herrschaft zu erschleichen! „Es leidet keinen Zweifel, sagt Lord Bacon, daß der Mensch durch seinen Körper mit den Thieren in Verwandtschaft steht; ist er nicht mit Gott durch seinen Geist verwandt, so erscheint er als ein unedles, verworfnes Geschöpf!“ —

Wirk-

Wirklich ist, meiner Meynung nach, das Verfahren der Männer sehr unphilosophisch, wenn sie die gute Aufführung der Weiber dadurch sichern wollen, daß sie dieselben immerfort in einem gewissen Stande der Kindheit zu erhalten suchen. Rousseau wenigstens war mit sich selbst mehr in Einstimmung, wenn er vorschlug, dem Fortschreiten der Vernunft in beyden Geschlechtern einen Damm entgegen zu setzen. Denn so bald die Männer einmal von dem Baume der Erkenntniß essen dürfen, so kann es nicht fehlen, daß die Weiber nicht auch sich einschleichen, und davon kosten sollten. Schade nur, daß sie bey der jetzigen fehlerhaften Art, wie man ihren Verstand ausbildet, zu weiter nichts, als zur Erkenntniß des Bösen gelangen!

Von Kindern gebe ich gern zu, daß sie in ihrer *Unschuld* bleiben müssen. So bald man aber diesen Ausdruck von Männern oder Weibern braucht, so ist er nur ein höflicheres Wort, das die Sprache der feinen Welt

für Schwäche setzt. Giebt man einmal zu, daß auch die Weiber von der Vorsehung bestimmt wurden, zu menschlicher Tugend sich zu erheben, und durch Ausbildung ihres Verstandes jene Festigkeit des Charakters zu erlangen, die die unerschütterlichste Grundlage unsrer Hoffnungen für die Zukunft ist; so muß man ihnen auch verstatten, nach der eigentlichen Quelle des Lichts zu schauen, und man darf sie nicht zwingen, ihren Lauf nach dem Schimmer eines bloßen Trabanten zu richten. Milton freylich, ich gestehe es, mochte hierüber ganz anders denken: es ist nur das unwiderstehliche Recht der Schönheit, vor dem Er sich beugt. Gleichwohl würde es schwer seyn, zwey Stellen von ihm, die ich hierher setzen will, mit einander zu vereinigen. Doch in solche Widersprüche lassen sich oft auch grose Männer durch ihre Sinne führen!

„Zu Ihm spricht Eva, göttlich schön geschmückt:

„Mein Herr und mein Gebieter! Du befehlst;

„Ich folge *schweigend* Dir: so will es Gott,

„Der

„Der Dir Gesetz ist, wie Du mir: nicht mehr

„Als dieses wissen, ist des Weibes *Ruhm*

„Und *beste* Wissenschaft — “

Das sind denn freylich Vorstellungen, von denen ich auch wohl hier und da Gebrauch machte, wenn ich Kinder zu behandeln hatte. Nur vergaß ich nicht in diesem Falle noch eine andre Erinnerung hinzuzusetzen. Eure Vernunft, sagte ich ihnen, nimmt nun mit jedem Tage zu. So lange sie noch nicht einen gewissen Grad von Reife erreicht hat, so lange könnt ihr nicht umhin, euch bey mir nach Rath und Hülfe umzusehen. Ist aber dieser Zeitpunkt einmal da — dann müßt ihr für euch selbst *denken* und euch auf Gott allein verlassen.

Dagegen scheint eben dieser Dichter in andern Versen wieder mit mir einverstanden zu seyn, wo er Adam mit seinem Schöpfer auf folgende Art rechten läßt:

„Soll ich nicht hier Dein Stellvertreter seyn?

„Und steht nicht jene Zunft weit unter mir?

„Sie *ungleich* mir — wo wär' ein Band für uns?

„Wo Harmonie und inniger Genuß?

„Nein, gegenseitig muß die Freundschaft seyn,

„In *gleichem* Maafs' empfangen und ertheilt.

„Ist eine Saite stark gespannt und schlaff

„Die andre; stimmt sich nie ein reiner Ton,

„Nach *Gleichheit* strebt mein Blick, sie sucht
mein Herz —

„Ich ring' nach ihr, die mitgenießsen kann

„Die Geistesfreuden all — ”

Lieber wollen wir also jetzt, da wir von dem weiblichen Charakter sprechen, alle Gründe, die bloß von der Wirkung der Sinnlichkeit hergenommen sind, bey Seite setzen, und geradezu untersuchen, was für die Bildung dieses Geschlechts geschehen müsse, wenn dessen Glieder zu Gehülfen — man erlaube mir den kühnen Ausdruck — zu Mitarbeitern des höchsten Wesens in Seinem Reiche erzogen werden sollen.

Individuelle Erziehung, so wie ich das Wort nehme, (denn der Sinn desselben ist noch nicht scharf genug bestimmt) umfasst die ganze aufmerkfame und vorsichtige Behandlung eines Kindes (als menschlichen Individuums, ohne Rücksicht auf Geschlecht) die seine Sinne allmählig schärft, seinen Charakter formt, seinen aufbrausenden Leidenschaften in ihren ersten Regungen die nöthige Richtung giebt, und seinen Verstand, noch vor der Reife seines Körpers, dergestalt in Thätigkeit zu setzen weifs, dass einst der erwachsene Mensch das wichtige Geschäfte des Denkens und Urtheilens nur fortsetzen darf, nicht erst anfangen muss.

Um jedem Missverständnisse vorzubeugen, muss ich hier bemerken, dass ich von der Privaterziehung ganz und gar nicht jene Wunder erwarte, die einige sanguinische Schriftsteller derselben zugeschrieben haben. Denn, so wie die Sachen itzt stehen, muss ja die Erziehung des männlichen, und auch des weiblichen Geschlechts, immer grossentheils mit nach der Denkart und den Sitten
der

der Gesellschaft, in der wir nun einmal leben, abgemessen werden. In jedem Zeitalter gab es einen Strom der Volksbegriffe, der alles mit sich fortrifs und jedem Jahrhunderte seinen eignen Familiencharakter ausdrückte. Schon daraus allein läfst sich ziemlich sicher schliessen, dafs bis dahin, wo einmal die bürgerliche Gesellschaft eine andre Verfassung erhält, von der Erziehung überhaupt eben nicht sehr viel zu erwarten seyn dürfte. Dem sey nun, wie ihm sey: für meine jetzige Absicht ist es hinreichend, bey der Behauptung zu beharren, dafs jedes moralische Wesen, was für einen Einflufs auch die Umstände auf seine Ausbildung haben mögen, doch immer durch eigne Uebung seiner Vernunft tugendhaft werden könne. Denn wäre auch nur Ein solches Geschöpf mit wirklich lasterhaften Neigungen, das heifst, unbedingt böse geschaffen; was könnte uns dann vor Gottesleugnung sichern? oder, wenn wir doch noch einen Gott glaubten, müfste dieser Gott nicht selbst ein böses Wesen seyn?

Eine

Eine vollkommene Erziehung kann aus diesem Grunde, meiner Meynung nach, nur in einer solchen Uebung und Ausbildung des Verstandes bestehen, bey welcher jeder Umstand, der auf Stärkung des Körpers und Bildung des Herzens Einfluß hat, aufs glücklichste berechnet ist. Mit andern Worten: sie muß ihren Zögling in den Stand setzen, sich solche Tugendfertigkeiten zu erwerben, durch die er unabhängig wird. In der That, man spielt mit Worten, wenn man ein moralisches Wesen tugendhaft nennt, dessen Tugend nicht aus dem eignen Gebrauche seiner Vernunft abgeleitet werden kann. Diefß war Rousseau's Urtheil in Hinsicht auf das männliche Geschlecht: ich wage es, ein gleiches von dem weiblichen zu behaupten. Sicher war es nicht das Emporstreben nach männlichen Eigenschaften, nein, falsche Verfeinerung war es, was die Weiber aus ihrem ächten Wirkungskreise herausgerissen hat. Noch ist die königliche Huldigung, mit der man ihnen unter uns entgegen kömmt, viel zu berauschend für sie, als daß sich bey der
jetzi-

jetzigen Lage der Dinge hoffen liesse, sie von ihrem Taumel zur Befinnung zurückzubringen. Erst dann, wenn einmal der Volkscharakter durch vernünftigere Grundsätze umgestimmt seyn wird, erst dann darf man erwarten, sie mit Erfolg zu überzeugen, daß die unrechtmäßige Gewalt, zu der sie doch nur durch Erniedrigung ihrer selbst gelangen, wahres Unglück für sie ist, und daß sie zur Natur und Gleichheit zurückkehren müssen, wenn sie jene sanfte Zufriedenheit genießen wollen, die nur unverkünstelte Neigungen gewähren können. Doch, dieses Zeitpunkts müssen wir noch lange harren — vielleicht so lange, bis Könige und Adel, durch Vernunft erleuchtet, endlich einmal wahre Menschenwürde kindischem Prunke vorziehen und ihren ganzen erblichen Flitterstaat von sich werfen. Wenn aber die Weiber auch dann noch fortfahren, mit der Macht der Schönheit nach Willkühr zu schalten — nun, so werden sie dadurch beweisen, daß sie wirklich *weniger* Geist haben, als der Mann.

Ich

Ich sehe voraus, daß man mich der Anmaassung beschuldigen wird. Doch soll mich das nicht abhalten, ein Urtheil frey heraus zu sagen, von dessen Richtigkeit ich vollkommen überzeugt bin. Ich glaube nämlich, daß alle die Schriftsteller, die über weibliche Sitten und Erziehung schrieben, von Rousseau an bis zum Doctor Gregory herab, alle das Ihrige dazu beygetragen haben, die Frauenzimmer zu noch künstlichern, schwächern Wesen, als sie außerdem geworden seyn würden, umzuschaffen; folglich dazu beygetragen haben, aus ihnen noch weit unnützere Glieder der menschlichen Gesellschaft zu machen. Ich weiß sehr gut, daß ich diese Beschuldigung auf eine sanftere Art hätte ausdrücken können: nur, fürchte ich, würde man in diesem Falle darin eher die weinerliche Sprache der Affectation, als den treuen Ausdruck meiner Empfindung bey einem Resultat, zu welchem Erfahrung und Nachdenken mich unwiderstehlich hinführten, gefunden haben. Unten werde ich in einem eignen Abschnitte aus den Werken der
an-

angeführten Schriftsteller diejenigen Stellen, die mir vorzüglich missfallen haben, noch näher auszeichnen. Für itzt war nur die allgemeine Bemerkung nöthig, daß mein Tadel den ganzen Geist jener Bücher trifft, weil dieser, meiner Ueberzeugung nach, zu einem Ziele führt, das Eine Hälfte der Menschengattung um ihre Würde bringt und die Weiber auf Kosten jeder ächten Tugend annehmlich macht.

Freylich liesse sich dagegen, wollte man nach Rousseauischen Principien räsonniren, folgendes einwenden. Wenn der Mann, könnte man sagen, mit der vollendeten Ausbildung seines Körpers auch zugleich den gehörigen Grad der Geistesreife erreicht; so wird sehr natürlich die Frau sich enge an seinen Verstand anschmiegen, und aus beyden nun *Eins* werden. Der liebliche Epheu würde die Eiche, die ihn hält, mit Grazie umschlingen, und beyde würden gemeinschaftlich ein Ganzes bilden, in welchem Stärke und Schönheit gleich sichtbar wären. Aber, ach! die Männer sind ja selbst, so wie ihre Ge-

Gehülffinnen, gar oft selbst weiter nichts, als überreife Kinder, ja — Dank sey's ihren frühen Ausschweifungen — kaum Männer mehr dem äufsern Ansehn nach! — und, wenn nun ein Blinder den andern führt, so kann wohl jeder, ohne Prophet zu seyn, voraus sagen, was geschehen wird.

Der Ursachen sind viel, die im jetzigen verdorbnen Zustande unsrer Staaten dazu beytragen, den Verstand der Frauenzimmer stumpfer, ihre Sinne reizbarer und, durch beydes, ihre Sklaverey immer drückender zu machen. Eine davon, die, ganz unmerkelt, vielleicht mehr Unheil stiftet, als die übrigen alle zusammen genommen, ist ihre gänzliche Verachtung aller Ordnung.

Die Regel, die uns alle unsre Geschäfte in einer gewissen Ordnung verrichten heisst, ist gewifs von der äufsersten Wichtigkeit. Sehr selten aber werden wir die Weiber, denen man, im Ganzen genommen, nur eine unordentliche und regellose Art von Erziehung giebt, diese Vorschrift mit demjenigen Grade von Genauigkeit beobachten sehen, mit

E

dem

dem sie die Männer, die von Kindheit auf methodisch behandelt werden, [zu befolgen pflegen. Gewöhnlich findet man bey ihnen eine gewisse schlaaffe Art alles aufs Gerathewohl zu thun — denn wie soll ich die unsten Verrichtungen eines instinktartigen Menschenverstandes, der nie auf dem Probierstein der Vernunft geprüft wurde, anders nennen? — und daher lernen sie nie ihre Geschäfte unter allgemeine Gesichtspunkte bringen. Auf diese Weise thun sie heute, was sie gestern thaten, und zwar blofs deswegen, weil sie es gestern thaten.

Eine solche Vernachlässigung des Verstandes in den frühern Lebensjahren zieht schlimmere Folgen nach sich, als man gewöhnlich glaubt. Denn selbst die wenigen Kenntnisse, zu denen sich Weiber von stärkerm Geiste endlich hinauf arbeiten, können doch nun, aus mancherley Ursachen, bey weitem nicht den Grad des Zusammenhangs gewinnen, in dem die Kenntnisse der Männer stehen. Die erstern gelangen dazu mehr durch flüchtige Bemerkungen, die sie in der
wirk-

wirklichen Welt machen, statt daß sie ihre Beobachtungen mit den durch Nachdenken zu allgemeinen Sätzen erhöhten Resultaten der Erfahrung vergleichen sollten. Ihre abhängige Lage und häusliche Beschäftigungen führen sie weit häufiger in Gesellschaft, als die Mannspersonen; und was sie hier lernen, das wird doch nur flüchtig von ihnen aufgefangen. Weil Wissenschaften überhaupt für sie nur Nebensache sind: so betreiben sie auch kein Fach derselben mit dem ausdauernden Eifer, der nothwendig ist, wenn der Untersuchungsgeist sein volles Leben und die Urtheilskraft ihre gehörige Klarheit erhalten soll. Man fordert doch, nach unsern gesellschaftlichen Verhältnissen, immer noch etwas Wissenschaft von einem jeden, der für einen Mann von Erziehung gelten will: und Knaben müssen sich daher noch immer einige Jahre der Schulzucht unterwerfen. Nur bey Erziehung der Mädchen wird die Ausbildung des Verstandes jederzeit dem Erwerbe eines und des andern körperlichen Talents nachgesetzt: wobey man so ganz übersieht, daß

durch Stubenhüthen und falsche Begriffe von Sittsamkeit selbst ihr Körper entkräftet werden muß und daher durchaus nicht jene Anmuth und Schönheit gewinnen kann, die nur bey kraftvollen, völlig ausgebildeten, Gliedern möglich ist. Noch mehr: die Seelenkräfte der Frauenzimmer werden in der Jugend viel zu wenig durch Nacheiferung angespannt; und, wenn sie ja natürlichen Scharfsinn besitzen, so wird dieser, beym Mangel an ernster, wissenschaftlicher Beschäftigung, viel zu früh auf Welt und Sitten abgeleitet. Kurz, sie kleben an Wirkungen und äußern Erscheinungen, ohne auf die Ursachen derselben zurückzugehen: und verwickelte Regeln, ihr Betragen zu modeln, müssen immer nur ein dürftiger Ersatz für einfache Grundsätze bleiben. c)

Zum

c) Wenn die Verfasserin behauptet, daß der Verstand und der Körper des Weibes sorgfältiger, als bisher geschehn, ausgebildet werden müsse: so muß ihr wohl jeder, der über die Bestimmung des Menschen nachgedacht hat, Recht geben.

Un.

Zum Beweise, daß es die Erziehung ist, was den Weibern diesen Schein von Schwäche giebt, darf ich mich nur auf das Beyspiel von Militärpersonen berufen, die man ebenso, wie jene, ohne ihre Seele mit Kenntnissen versehen, oder durch Grundsätze gestärkt zu haben, in die Welt schickt. Die Folgen sind bey ihnen ganz dieselben, wie bey den Frauenzimmern. Auch sie bringen es nur zu wenigen, oberflächlichen Kenntnissen, die sie ebenfalls aus dem trüben Strome des Umgangs schöpfen; und, weil sie sich ohne Auf-

E 3 hö-

Unterdeffen ist doch das Weib nicht bloß Mensch, sondern auch Weib, und hat, als solches seine eigne Bestimmung, welche diese ist, daß es den Mann aufheitere, das Innere der Haushaltung besorge, und die ersten Begriffe der Kinder entwickele. Auf diese Bestimmung muß gleich bey der ersten Erziehung Rücksicht genommen werden. Wollte man das Mädchen daher zur Erlernung solcher Wissenschaften anführen, die eine große, anhaltende, Anstrengung der Denkkraft erfordern, so würde es zu abstract und ernsthaft, folglich unfähig werden, seiner Bestimmung gemäß zu leben. S.

hören in Gesellschaften herumtreiben, so erwerben sie sich freylich das, was man Weltkenntniß nennt. Man hat diese Bekanntschaft mit Sitten und Gebräuchen sehr oft mit der Kenntniß des menschlichen Herzens verwechselt, da sie doch weiter nichts als Kenntniß der Oberfläche ist. — Auch findet man, daß Offiziere, so gut wie die Weiber, die Tugenden vom untern Range mit gewissenhafter Achtsamkeit üben. Die Erziehung war in beyden Fällen genau dieselbe; worin unterscheiden sich hier noch beyde Geschlechter? So viel ich sehe, haben die erstern vor den letztern weiter nichts voraus, als eine unbeschränktere Freyheit, die es ihnen möglich macht, mehr von der Welt zu sehen; und daraus läßt sich die geringe Verschiedenheit, die man vielleicht auffinden möchte, hinlänglich erklären.

Eine politische Bemerkung, die man vielleicht als Abschweifung von der Hauptsache betrachten wird, bietet sich mir dennoch in der Folge meiner Vorstellungen zu natürlich dar,
als

als das ich sie ganz mit Stillschweigen übergehen dürfte.

Stehende Heere können niemals aus entschlossenen, starken Menschen bestehen. Immer mögen es ganz gut disciplinirte Maschinen seyn; aber nur selten wird man in ihnen Männer finden, die grofser Leidenschaften fähig, oder deren Seelenkräfte in hohem Grade lebhaft wären. Tief eindringenden Verstand darf man — ich wage es zu sagen — so wenig in einer Armee, als unter Weibern suchen; und die Ursache, behaupte ich, ist Eine und dieselbe. Weiter bemerkt man, das Offiziere sich ebenfalls vorzüglich mit ihrer Person beschäftigen, und das sie den Tanz, vollgestopfte Zimmer, Abentheuer und alles, was zu lachen giebt, so leidenschaftlich lieben. *) So wie beym *schönen* Ge-

E 4 schlech-

*) Wie darf man wohl der Weiber noch mit bitterer Laune spotten, das sie eine ganz eigne Zuneigung für die Uniform gefast zu haben scheinen? Bedenkt man nicht, das ihre Erziehung sie dem Soldatenstande weit näher, als jeder andern Menschenklasse bringen mufs?

Anm. der Verfasserin.

schlechte, gerade so ist auch bey ihnen Galanterie das Hauptgeschäfte. Man lehrte sie ja nur, wie sie gefallen sollten, und nun leben sie auch bloß, um zu gefallen. Bey dem allen verlieren sie da, wo man die Geschlechter würdigt, so wenig von ihrem Range, daß man sie vielmehr noch immer eine Stufe höher als die Frauenzimmer stellt. Und doch läßt sich schwerlich absehen, was sie, ausser dem, was ich so eben angegeben habe, sonst noch für einen Vorzug besitzen möchten, der sie zu dieser höhern Stelle berechtigen könnte.

Ein Hauptübel hierbey ist, daß diese, so wie jene, eher ihre Sitten als ihren sittlichen Charakter ausbilden, und daß sie mit dem Weltlaufe eher vertraut werden, als sie durch Nachdenken das grose und höchste Ziel der Menschenbestimmung auch nur ahndeten. Was anders kann die Folge davon seyn, als daß sie mit dem gewöhnlichen Lauf der Dinge zufrieden, ein Raub von Vorurtheilen werden, alle ihre Meynungen auf Treu und Glauben von Andern annehmen, und sich blind-

blindlings unter das Joch des Herkommens beugen? Besitzen sie ja noch etwas Verstand, so ist das nur ein instinktartiger Blick, der gefällige äussere Verhältnisse auffassen, und allenfalls über gute Lebensart entscheiden kann; der aber unbrauchbar wird, so bald Gründe aufzusehen oder Urtheile zu prüfen sind. *d)*

Man darf ohne Bedenken diese Bemerkungen geradezu auch auf die Weiber anwenden; ja, man kann die Vergleichen noch weiter treiben. Beyde, Militärpersonen und Weiber, sind durch gewisse unnatürliche Vorzüge, die nun einmal in der kultivirten Welt gesetzmässige Kraft erhalten haben, aus der wohlthätigen Stelle, die sie im Staate einnehmen sollten, fast ganz heraus-

E 5

ge-

d) Was die Verfasserin hier von Weibern und Officiern sagt, will sie ohne Zweifel nur von dem grössern Theile verstanden wissen. Findet man nicht immer Weiber, so wohl als Officiere, die sich selbst bilden, die den Umfang ihrer Pflichten kennen, und ihre Ehre in Erfüllung derselben suchen? S.

gehoben. Reichthum und erblicher Rang haben aus den Weibern Nullen gemacht, die nur durch die Verbindung mit den eigentlichen Zahlen einen Werth bekommen: und der Müßiggang hat eine Mischung von Galanterie und Despotismus in die Gesellschaft gebracht, welche gerade die Männer, die vor ihren Buhlerinnen kriechen, zu Tyrannen ihrer Schwestern, ihrer Gattinnen und ihrer Töchter macht. Freylich, wie die Sachen jetzt stehen, heißt das im Grunde nichts anders, als sie in Reih' und Glied halten. Allein, stärkt nur erst die weibliche Seele durch einen größern Wirkungskreis, und bald wird dieser blinde Gehorsam verschwinden! — Doch blinder Gehorsam ist es ja eben, was man durch Macht und Gewalt zu erhalten strebt. Tyrannen und Wollüstlinge thun daher sehr recht daran, wenn sie alles aufbieten, die Weiber in der Finsterniß zu erhalten, weil jene nur Sklaven brauchen und diese doch Etwas zu spielen haben müssen. Fürwahr, der Wollüstling war von je unter allen Tyrannen der gefährlichste — wie oft
mufs-

mussten sich nicht Weiber von ihren Anbetern, gerade so wie Fürsten von ihren Ministern, dämpfen lassen, indess sie unumschränkt über dieselben zu gebieten träumten!

Ich habe es jetzt hauptsächlich mit Rousseau zu thun. So anziehend auch unstreitig der Charakter seiner Sophie gezeichnet ist; so wenig scheint er mir doch in der Natur zu seyn. Doch es ist auch eigentlich nicht das Gemälde selbst, es sind nur die Grundzüge ihres Charakters, es sind die Grundsätze, nach welchen Er ihre Erziehung bestimmt, auf die mein Tadel gerichtet ist. Ja, ich muß es sagen, so sehr ich auch das Genie dieses trefflichen Schriftstellers, dessen Gedanken ich noch oft anführen werde, von Herzen bewundere; so tritt doch jedesmal inniger Unwille an die Stelle von Bewunderung, und die ernste Falte der beleidigten Tugend wischt das beyfällige Lächeln, das man sonst seiner Beredsamkeit so willig zollt, sogleich hinweg, wenn ich seine wollüstigen Träumereyen lese. Ist das der Mann — denke ich dann immer — der in seinem glühenden Eifer für

für Tugend alle sanften Künste des Friedens verbannen, und uns zu einer fast Spartanischen Zucht zurückbringen will? ist das der Mann, dessen Feder den edlen Kampf gegen Leidenschaft, den Triumph der Rechtschaffenheit, und den Heldenschwung, mit dem eine feurige Seele sich über sich selbst erhebt, uns so schön zu malen weiß? Wie viel verlieren nicht dagegen jene erhabenen Gedanken von ihrem Eindrücke, wenn man nun wieder auf die Beschreibung des niedlichen Fusses und der verführerischen Reize seiner kleinen Favorite stößt? — Doch ich kann für jetzt diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen, und will daher auch vorübergehende Ergießungen einer überspannten Empfindsamkeit hier nicht weiter mit Strenge rügen: nur eine kleine Bemerkung muß ich noch beyfügen. — Wer die Menschen mit wohlwollender Theilnahme zu betrachten pflegt, dem ist gewiss das Vergnügen nicht fremd, das der Anblick einer anspruchslosen, gegenseitigen Liebe gewährt, wenn sie auch nicht durch feinere Gefühle veredelt, wenn sie auch nicht durch ge-

gemeinschaftliche Geistesbeschäftigungen verstärkt wird. Wie oft sehen wir nicht kleine häusliche Vorfälle Stoff zu der fröhlichsten Unterhaltung geben, und unschuldige Liebkosungen manche faure Arbeiten, wenn sie nur nicht grofse Uebung und Anstrengung des Geistes erfordern, verfüssen? Und ich frage Jeden, ob nicht in dem Eindrücke, den der Anblick jener mässigen Glückseligkeit auf ihn machte, mehr zärtliches Mitgefühl als wirkliche Achtung lag? Man hat dabey eine Empfindung, die dem ähnlich ist, was man fühlt, wenn man Kinder oder auch Thiere mit einander spielen sieht*); indess
das

*) Aehnliche Empfindungen pflegt auch Miltons reizendes Gemälde der paradisischen Glückseligkeit bey mir zu erregen. Aber nie beneiden meine Blicke ein lebenswürdiges Paar; nein, ich sehe mich sogleich im Bewustseyn meines Werths, oder, wenn man lieber will, mit Satanischem Stolze, in seiner Hölle nach erhabnern Gegenständen um. — Fast eben so ist es mit dem Eindrücke, den der Anblick manches grossen Kunstwerks auf mich macht. Die höchste Ordnung, die ich darin bewundere, erfüllt mich
mit

das Schauspiel, das die edlen Kämpfe des leidenden Verdiensts darbieten, zu Bewundrung hinreißt, und unfre Gedanken in jene Welt hinüber führt, wo Vernunft an die Stelle von Gefühlen treten wird.

Die Frage ist jetzt diese: Sind die Weiber als moralische Geschöpfe zu betrachten? oder sind sie so gar schwache Wesen, daß sie sich den höhern Einsichten der Männer unbedingt unterwerfen müssen? Laßt uns sehen!

Rousseau erklärt geradezu: das Weib dürfe sich nie, keinen Augenblick unabhängig fühlen, müsse schlechterdings durch Furcht beherrscht werden, weil gerade dies sie auf die

mit Entzücken und zieht mich mit sich zu der Göttheit hinauf, von der sie, so zu sagen, ein Ausfluß ist. Aber bald sinke ich von jener schwindlichten Höhe herab, und verweile bey dem erhabensten Schauspiel der Menschheit, das mir meine Phantasie sogleich darbietet — bey einem edlen Manne, der vom Glücke ausgestossen, in einem abgelegnen Winkel über Leidenschaft und Unmuth erhaben bleibt.

Anm. der Verfasserin.

die *ihr natürliche* Verschlagenheit hinführe; kurz, er will sie zur gefallfüchtigen Sklavin umgeschaffen wissen, um aus ihr einen lockendern Gegenstand für sinnliche Wünsche, eine *angenehmere* Gesellschaft für den Mann, wenn dieser sich von wichtigern Geschäften ausruhen will, zu machen. Er geht in seinen Folgerungen, bey denen er Naturwinke benutzt haben will, so weit, daß er nicht undeutlich zu verstehen giebt, selbst Wahrheit und Seelenstärke, die Grundpfeiler aller menschlichen Tugend, dürften in dem weiblichen Charakter nur unter gewissen Einschränkungen ausgebildet werden, weil für Frauenzimmer Gehorsam die groſse Lehre sey, die ihnen mit unablässiger Schärfe eingeprägt werden müsse.

Wie ungereimt! Wann wird doch einmal ein groſser Mann von starkem Geiste auftreten und die Nebel zerstreuen, in welche Stolz und Sinnlichkeit hier die Wahrheit eingehüllt haben! Hätte die Natur auch wirklich die Weiber unter die Männer herabgesetzt, so müſste doch für beyde die *Tugend* immer der
Art,

Art, wenn gleich nicht dem Grade nach, dieselbe seyn, wofern man nicht sie selbst zu einem schwankenden Begriffe herabwürdigen will; folglich muß auch ihr beyderseitiges Rechtsverhalten auf dieselben Grundsätze gebaut, und auf denselben Zweck hingeleitet werden.

Die Weiber stehen mit dem Manne als Töchter, Gattinnen und Mütter in zu enger Verbindung, als daß man nicht, bey Würdigung ihres moralischen Charakters, vorzüglich darauf achten müßte, wie sie die einfachen Pflichten, die in diesen Verhältnissen gegründet sind, erfüllen. Der grofse Zweck alles ihres Strebens bleibt jedoch immer der: ihren Verstand auszubilden und sich zur Würde selbstbewufster Tugend zu erheben. Immer mögen sie's versuchen, ihren Pfad mit Blumen zu bestreuen; nie aber sollten sie dabey, so wenig als der Mann, vergessen, daß diese Welt noch nicht jenes Glück gewährt, das einen unsterblichen Geist befriedigen kann. Damit will ich nicht sagen, als ob eines von beyden Geschlechtern sich so sehr in abgezogene

gene Betrachtungen vertiefen oder so weit in entlegne Ausichten verlieren müßte, daß es darüber die sanften Empfindungen verleugnete und der süßen Pflichten vergäße, die uns so nahe liegen und die auch ich als eigentlichen, wahren Lebensgenuss betrachte. Nein, ich empfehle vielmehr beyde gerade dadurch noch dringender, daß ich versichere, sie werden uns die vollkommenste Befriedigung erst dann gewähren, wenn wir sie aus ihrem wahren Gesichtspunkte betrachten, der freylich immer nur ein untergeordneter bleiben muß.

Die hergebrachte Meynung, als ob das Weib bloß für den Mann geschaffen sey, verdankt, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihren Ursprung der poëtischen Geschichts-Erzählung, die wir bey Moses finden. Indessen, da man annehmen darf, daß nur äußerst wenige von denen, die jemals reiflich über die Sache nachgedacht, im Ernste geglaubt haben, Eva sey wirklich, im buchstäblichen Sinne des Worts, eine Rippe Adams gewesen; so wird auch der Beweis, den man aus dieser

Urkunde hernehmen könnte, hinlänglich entkräftet. Wenigstens läßt sich aus ihr mehr nicht folgern, als daß der Mann schon in dem grauesten Alterthume für gut fand, seine Stärke zur Unterdrückung seiner Gefährdin zu brauchen und seine Geschicklichkeit zu ihrer Unterjochung anzuwenden, und daß er schon damals den selbstfüchtigen Gedanken nährte, auch Sie sey, gleich der thierischen Schöpfung, bloß zu seinem Vergnügen geschaffen.

Man schliesse aus dem Gefagten nicht, daß ich die hergebrachte Ordnung in der Welt umkehren wolle. Nein, ich habe ja oben bereits eingestanden, daß die Männer durch das grössere Maass von körperlicher Stärke, das ihnen die Vorsehung zutheilte, auch zu einem höhern Grade von Tugend bestimmt zu seyn schienen: wobey sich von selbst versteht, daß sich dieß nur vom männlichen Geschlechte überhaupt und im Ganzen genommen behaupten läßt. Aber ich sehe darin auch nicht den Schatten eines Grundes, anzunehmen, daß männliche und weib-

weibliche Tugend etwas ganz Verschiedenartiges seyn müsse. Und — wie könnte dieses je der Fall seyn, wenn Tugend überhaupt nur Einen, ewig unveränderlichen Maassstab hat? Wer daher in seinen Schlüssen folgerecht verfahren will, der muß den Satz: daß beyde Geschlechter nur Ein und dasselbe Ziel unverrückt vor Augen behalten müssen, mit eben dem Nachdrucke behaupten, mit dem er die Wahrheit bekennt, daß es einen Gott giebt.

Hieraus folgt weiter, daß man Verschlagenheit nie mit Weisheit verwechseln, unbedeutende Geschäfte nie mit grossen Handlungen vergleichen, und eine abgeschmackte Sanftheit, die man mit dem gleissenden Namen der Artigkeit belegt, nie jener Seelenstärke, die erhabne Betrachtungen allein einflößen können, entgegensetzen sollte.

Man wird mir einwenden: wenn meine Behauptung gegründet wäre, so würde das Weib gar manche ihrer eigenthümlichen Reize verlieren; vielleicht wird man mich, statt aller Widerlegung, auf den Ausspruch eines

rühmten Dichters verweisen. *Pope* nämlich sagt irgendwo im Namen seines ganzen Geschlechts von den Weibern:

„Nie find sie unsrer Liebe so gewiß,

„Als wenn sie uns mißhandeln, necken, quä-
len.“

In welches Licht durch diesen muntern Einfall Mann und Weib gesetzt werden — darüber lasse ich jeden Vernünftigen selbst entscheiden. Die Bemerkung aber kann ich hierbey nicht unterdrücken, daß ich schlechterdings nicht absehe, warum denn die Weiber, falls nicht für sie mit diesem Leben alles aus ist, immerfort so sehr herabgewürdigt und nur zur Liebe oder vielmehr zur Wollust gebraucht werden sollen.

Ich weiß wohl, daß man der Liebe nicht nahe treten kann, ohne sogleich des Hochverraths gegen Sentiments und feine Gefühle beschuldigt zu werden. Meine Absicht ist aber hier, die ungekünstelte Sprache der Wahrheit zu führen und mehr zu dem Kopfe als zu dem Herzen zu reden. Die Liebe aus der
Welt

Welt räsonniren zu wollen, wäre ein eben so unsinniges Unternehmen, als den Held von Mancha aus dem berühmten Roman des Cervantes herauszuheben. Nichts weniger aber als ungereimt ist die Bemühung, jene tobende Leidenschaft zu zügeln und zu erweisen, daß man ihr nie verstaten dürfe, höhere Kräfte vom Throne zu stürzen, und sich des Scepters anzumaassen, den immer die Vernunft mit kaltem Blute führen sollte. —

Die Jugend ist die Zeit der Liebe für beyde Geschlechter; dieß ist Ordnung der Natur. Nur sollte man gerade in diesen Tagen, in denen die Meisten nur gedankenlos zu genießen pflegen, nicht vergessen, Vorrath für die wichtigern Lebensjahre einzusammeln, wo Ueberlegung an die Stelle sinnlichen Genusses tritt. Fragt man dagegen Rousseau und die meisten Schriftsteller seines Geschlechts, die in seine Fustapfen getreten sind, um Rath; so läßt sich der ganze Geist der weiblichen Erziehung in dieser einzigen Regel zusammen fassen: man bilde die Frauenzimmer nur so, daß sie *gefallen*.

Ich nehme es jetzt mit den Verfechtern dieser Meynung auf, und frage einen jeden unter ihnen, der die menschliche Natur auch nur ein wenig kennt, ob sich's denken läßt, daß die Ehe im Stande sey, eine Sache, die im ganzen bisherigen Leben zur Gewohnheit geworden ist, wieder ganz aufzuheben? Eine Frau, die man weiter nichts lehrte, als wie sie gefallen soll, muß gar bald die traurige Erfahrung machen, daß ihre Reize gleich den Sonnenstrahlen im Winter immer kraftloser werden: unmöglich können sie noch viel auf das Herz ihres Mannes wirken, weil er sie alle Tage sieht, und weil der Sommer nun vorüber ist. — Wird sie wohl itzt eigenthümliche Kraft genug haben, sich in ihrem Innern nach Troste umzusehen und ihre schlummernden Seelenkräfte noch auszubilden? Oder muß man nicht vielmehr erwarten, daß sie nun versuchen wird, andern Männern zu gefallen, und in sehnfüchtiger Erwartung neuer Eroberungen die Kränkungen ihrer Liebe oder ihres Stolzes zu vergeffen? So bald ihr Gatte aufhört, Liebhaber zu

zu feyn — und diese Zeit muß unausbleiblich einmal kommen — so wird ihre Begierde zu gefallen, sich entweder nach und nach verlieren, oder, wenn das nicht ist, eine Quelle bittern Grammes für sie werden; und Liebe, die flüchtigste vielleicht unter allen Leidenschaften, muß nun der Eifersucht oder einem eiteln Eroberungssinne weichen.

Doch, man kann sich Weiber denken, die, sey es durch Grundsatz oder Vorurtheil, sich auch in diesem Falle immer noch in gewissen Schranken halten. Freylich werden sich diese niemals eine eigentliche Intrigue erlauben, die sie mit wahrem Abscheu betrachten; bey dem allen aber werden sie sich doch durch eine Huldigung von Anbetern sehr gern beweisen lassen, wie grausam es von ihren Gatten war, sie so zu vernachlässigen! Und, wo das nicht ist, da verträumt man ganze Tage, ganze Wochen in Schwärmereyen über das Glück verschwisterter Seelen so lange, bis endlich die Gesundheit zerstört und jeder Funke von Zufriedenheit und Muth erloschen ist. — Wenn dieß die Folgen der

großen Kunst zu gefallen sind; wie kann man wohl das Studium derselben noch so unentbehrlich finden? Nein, dieß Studium taugt nur für eine Buhlerin! Die keusche Gattin, die vernünftige Mutter sieht ihr Talent zu gefallen, nur als die Politur ihrer Tugend, und die Zärtlichkeit ihres Gatten als eins der schönsten Geschenke an, durch welche ihr der Himmel ihre Arbeiten erleichtern und das Leben verfüßen will. — In jedem Falle aber, sie werde von ihrem Gatten mit Wärme oder mit Kaltsinn behandelt, ist es ihr höchster Wunsch, Achtung zu verdienen, ohne ihre ganze Glückseligkeit von einem Geschöpfe zu erwarten, das gleichen Schwachheiten, wie sie selbst, unterworfen ist.

Der lebenswürdige Doctor Gregory ist hier auf einen ähnlichen Abweg gerathen. Sein Herz bleibt mir immer achtungswerth: aber durchaus missfällig war, und ist mir noch immer, sein so hoch gepriesenes *Vermächtniß für seine Töchter*.

Er giebt ihnen in dieser Schrift den Rath, ihrem Hange zum Putz ja fleißig nachzugehen,

hen, weil, wie er behauptet, der Hang zum Putz ihnen natürlich sey. Ich meines Theils bin wirklich nicht im Stande zu begreifen, was er und Rousseau mit diesem Ausdrucke, den sie beyde häufig gebrauchen, aber nirgends genauer bestimmen, eigentlich sagen wollen. Geht ihre Meynung dahin, daß die weibliche Seele in einem frühern Zustande schon diese Vorliebe für den Putz gehabt, und sie als Lieblingsneigung in ihren neuen Körper mit herüber genommen habe; nun so höre ich ihnen gerade so andächtig und mit verbissnem Lächeln zu, wie ich öfters zuthun pflege, wenn ich mich genöthigt sehe, einen pomphaften Galimathias über angeborne Eleganz auszuhalten. Wollen sie hingegen damit nur so viel behaupten: mit der Ausbildung der weiblichen Seelenkräfte entwickle sich in den Frauenzimmern dieser Hang von selbst; so leugne ich das geradezu. Nein, er ist ihnen schlechterdings nicht natürlich, sondern er entspringt bey ihnen, gerade so wie der falsche Ehrgeiz bey den Männern, aus Streben nach Herrschaft.

Doch, Doctor Gregory geht noch viel weiter: denn er scheut sich nicht, seinen Töchtern ausdrücklich *Verstellung* zu empfehlen. So räth er, zum Beyspiel, einem unschuldigen Mädchen, bey dem Tanze ihre Empfindungen ganz und gar zu verleugnen, und sich selbst da keine Lebhaftigkeit zu erlauben, wo natürlicher Frohsinn ihren Füßen, so zu sagen, Beredtsamkeit geben würde, ohne ihre Bewegungen im mindesten unanständig zu machen. Warum aber — ich berufe mich auf Wahrheit und gesunden Menschenverstand — warum sollte wohl ein Frauenzimmer nicht zeigen dürfen, daß sie eine stärkere Bewegung als andre Personen ihres Geschlechts vertragen kann? mit andern Worten, warum sollte sie nicht zeigen dürfen, daß sie einen starken, festen Körperbau hat? Und was berechtigte uns wohl, ihre unschuldige Munterkeit durch räthselhafte Warnungen über Schlüsse, die die Männer daraus ziehen würden, niederzuschlagen, wenn ihr die Möglichkeit solcher Folgerungen noch gar nicht einfallen kann? — Nein, Mütter, wollt ihr

ihr vernünftig feyn, laßt den Wollüftling
 denken, was er will; aber eure Töchter ver-
 schont mit solchen Verwahrungsregeln, die
 ihre Sittsamkeit beleidigen und ihre natürli-
 che Unbefangenheit in Fesseln schmieden
 müssen! Aus der Fülle des Herzens spricht
 der Mund: das Herz muß rein werden (so
 lehrte uns ein Mann, der weiser war als
 Salomo) und unbedeutende, äußere Gebräu-
 che können dazu schlechterdings nichts hel-
 fen, weil man diese selbst da mit der pünkt-
 lichsten Genauigkeit verrichten kann, wo im
 Herzen noch das Laster herrscht.

Ohne Zweifel ist die Pflicht, das Herz
 zu reinigen und zu veredeln, auch für die
 Weiber von der äußersten Wichtigkeit.
 Aber können sie diese Pflicht wohl da erfül-
 len, wo ein noch ungebildeter Verstand sie
 in Hinsicht auf Beschäftigung und Zeitver-
 treib ganz und gar von ihren Sinnen abhängig
 macht? wo kein edles ernstes Geschäfte sie
 über die leeren Kleinigkeiten des Tages hin-
 weg und in den Stand setzt, jenen wilden

Lei-

Leidenschaften, die ein Rohr, welches schon der leiseste Hauch wanken macht, hin und her werfen, Widerstand zu leisten? — Und sollte sich denn wirklich die Liebe eines rechtschaffenen Mannes nicht anders als durch Affectation gewinnen lassen? Ich leugne nicht, daß die Natur dem Weibe einen schwächern Körperbau, als dem Manne, gegeben hat. Wer wollte aber daraus die Folge ziehen, daß eine Frau, die, bey gewissenhafter Uebung der Tochter- Gatten- und Mutterpflichten, ihren Geist gehörig ausgebildet, ihrem Körper seine natürliche Stärke und ihren Nerven die gehörige Spannung erhalten hat, daß eine solche Frau nun zu niedrigen Künsten ihre Zuflucht nehmen und eine kränkliche Delicateſſe affectiren müsse, um sich die Liebe ihres Gatten zu sichern? — Schwäche kann wohl in den Männern kindische Zärtlichkeit erregen und ihren anmaßenden Stolz befriedigen; nie aber werden die herrischen Liebkosungen des gnädigen Gebieters eine edle Seele befriedigen, die Achtung verlangt und Achtung verdient.

Zärt-

Zärtlichkeit ist immer nur ein armfeliger Ersatz für Freundschaft!

Dass in einem Serail jene Künste alle unentbehrlich sind, gestehe ich gern ein: dem Sinnenmenschen muss der Gaum gekitzelt werden, wenn er nicht in Fühllosigkeit versinken soll. Sollten aber wohl die Weiber so wenig Ehrliche haben, dass eine solche Lage sie zufrieden stellen könnte? Könnten sie sich entschliessen, lieber ihr Leben träge in dem Schoosse des Vergnügens oder in entkräftender Unthätigkeit zu verträumen, als ihre Ansprüche auf den Genuss vernünftiger Freuden geltend zu machen und sich durch die Uebung solcher Tugenden, die der Menschheit ihre Würde geben, auszuzeichnen? — Fürwahr die Frau kann keine unsterbliche Seele haben, welche fähig ist, ihr ganzes Leben bloß mit dem Putze ihres Körpers zu verändeln, bloß um die langweiligen Stunden hinzubringen und ein andres mit ihr verbundnes Geschöpf wieder in gute Laune zu versetzen, wenn dieses, nach Beendigung seiner wichtigern Geschäfte, nun
von

von ihr Liebkosungen und Spielereyen erwartet!

Dagegen wird die Frau, die ihren Körper stärkt und ihren Geist ausbildet, auch ihrem Hauswesen würdig vorzustehen und die mannichfaltigsten Tugenden zu üben im Stande seyn. Sie wird eben dadurch, weit entfernt in niedrige Abhängigkeit von ihrem Manne herabzusinken, vielmehr seine Freundin werden. Hat ihr der Besitz solcher wesentlichen Vorzüge nur einmal erst die Achtung ihres Gatten verdient; so wird sie nicht mehr nöthig haben, eine unnatürliche Kälte zu affectiren, oder ihm ihre Liebe zu verbergen, um die seinige dadurch anzufeuern. Wirklich lehrt uns auch ein Blick auf die Geschichte, daß die Weiber, die sich in derselben ausgezeichnet haben, weder die schönsten, noch die angenehmsten ihres Geschlechts gewesen sind.

Die Natur, oder genauer zu reden, Gott hat alle Dinge gut gemacht: schade nur, daß der Mensch auf so manche Erfindung ausgieng, das Werk zu verunstalten. Ich ziele
mit

mit dieser Bemerkung auf jene Stelle der angeführten Schrift des Dr. Gregory, wo er der Frau den Rath giebt, ihren Gatten niemals wissen zu lassen, wie weit ihre Empfindung oder ihre Zärtlichkeit für ihn gehe. — Eine buhlerische Maafsregel, möchte ich sagen, die eben so unwirksam als widersinnig ist! Die Liebe kann schon ihrer Natur nach, nicht anders als vorübergehend seyn. Wer auf Erfindung eines Mittels, sie dauernd zu erhalten, ausgienge, würde eben so unge-reimt verfahren, als wenn er die grofse Panazee oder den Stein der Weisen suchen wollte: noch mehr, jene Entdeckung würde, falls sie sich wirklich machen liesse, gerade so unnütz, oder vielmehr so schädlich für die Menschheit, als diese, seyn. Nein, das heiligste Band, das die Gesellschaft bindet, heifst Freundschaft. Nur ist es leider zu wahr, was ein feiner Satyriker sagt:

„So selten sich auch wahre Liebe findet,

„So ist doch wahre Freundschaft feltner noch.“

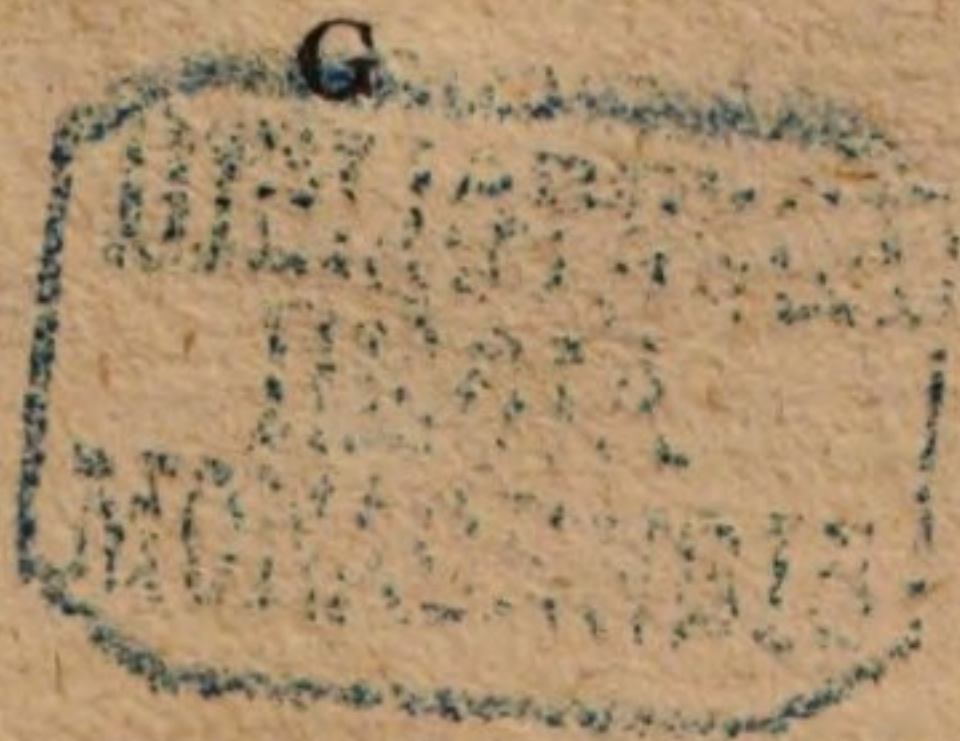
Man kann sich von der Wahrheit dieser Bemerkung jeden Tag überzeugen, und die Ursache

fache davon wird, weil sie gar nicht tief liegt, auch dem Blicke eines flüchtigen Beobachters nicht leicht entgehen.

Unter Liebe verstehe ich hier die ganz gewöhnliche Leidenschaft, bey welcher Zufall und sinnliches Gefühl an die Stelle von Wahl und Ueberlegung treten, und von der sich, in der Regel, bey jedem Menschen, sey es in noch so geringem Grade, doch immer Etwas findet. Von Gemüthszuständen, die über diese Liebe hinausgehen, oder unter dieselbe herabsinken, brauche ich, weil sie Ausnahmen sind, itzt nicht zu reden. Es ist wohl sehr natürlich, daß diese Leidenschaft, zumal, wenn sie, wie oft der Fall ist, durch Ungewissheit und manche Hindernisse immer höher steigt, die Seele aus ihrer gewohnten Fassung bringen und die Empfindung überspannen muß. Eben so natürlich aber ist es, daß mit dem Eintritt in die Ehe, wo man seines Besitzes versichert wird, sogleich auch jene Fieberhitze nachlassen und an deren Statt ein vernünftiger Grad von Wärme treten muß, bey dem allein sich wahrer Genuß
des

des Lebens denken läßt. Unschmackhaft können diesen Genuß nur solche Leute finden, die nicht Verstand genug haben, um ruhige, herzliche Freundschaft und achtungsvolles Zutrauen an die Stelle eines blinden Entzückens und sinnlicher Aufwallungen einer kindischen Liebeley zu setzen.

Dies ist Gang der Natur, und er kann kein andrer seyn: — auf Liebe muß unausbleiblich Freundschaft oder Kaltsinn folgen. Diese Einrichtung scheint mir auch so ganz mit jenem System, das bey der Regierung der moralischen Welt zum Grunde liegt, übereinzustimmen. Leidenschaften sollen zur Thätigkeit anspornen und die Seele erweitern: aber mit dem Augenblicke, wo ihr Ziel erreicht ist, und wo der befriedigte Geist nun in träger Ruhe schwelgen will, müssen sie zu bloß sinnlichen Begierden herab sinken, und nur körperliche, augenblickliche Genüsse werden. Nicht selten wird der Mann, der wenigstens doch Etwas Tugend zeigte, so lange er nach einer Krone rang, nun, da sie seine Stirn schmückt, ein tyrannischer Wollüstling.



ling. — Etwas Aehnliches läßt sich an dem Menschen bemerken, bey welchem sich der Liebhaber nicht in den Gatten verliert: der Geck wird ein Opfer kindischer Launen und verliebter Eifersucht, er verfäunt alle ernstern Pflichten des Lebens und die Liebkosungen, die ihm das Zutrauen seiner Kinder gewinnen sollten, werden itzt noch an das überreife Kind — an seine Frau verschwendet.

Nein, der Hausvater und die Hausmutter müssen schlechterdings einmal aufhören, einander leidenschaftlich zu lieben, wofern die Pflichten des Lebens gehörig erfüllt, wofern die mannichfaltigen Geschäfte, die den sittlichen Charakter bilden, mit Kraft und Nachdruck betrieben werden sollen. Ich will damit nur so viel sagen: sie dürfen durchaus nicht jenen Aufwallungen sinnlicher Gefühle nachhängen, welche die Ordnung der Gesellschaft stören und den Geist, den man noch zu manchen andern Zwecken braucht, nur an Eine Idee fesseln. Der Seele, die nie von Einem Gegenstande allein gefesselt wird, fehlt es an Muth und Leben; kann sie aber
sehr

sehr lange in einem solchen gespannten Zustande beharren, so ist sie schwach.

Man darf sicher annehmen, daß eine unrichtige Erziehung, ein beschränkter, unausgebildeter Verstand und manche weibliche Vorurtheile das Ihrige dazu beytragen, die Frauenzimmer um vieles beständiger, als die Mannspersonen, zu machen: doch, für jetzt berühre ich diese Saite nicht. Ich gehe vielmehr zu einem andern Satze fort, und glaube im mindesten nichts Paradoxes damit zu sagen, wenn ich behaupte, daß selbst eine unglückliche Ehe oft für eine Familie sehr vortheilhaft werden könne, und daß die zurückgesetzte Gattin, in der Regel, die beste Mutter sey. Nach meiner Ueberzeugung müßte dieser fast allemal die Folge seyn, wenn man nur erst einmal den Verstand der Weiber weniger beschränken wollte. Die Vorsehung scheint überhaupt alles so eingerichtet zu haben, daß uns immer das, was wir auf der einen Seite an gegenwärtigem Genuße gewinnen, auf der andern wieder an Erfahrung, dem köstlichsten Schatze des Lebens, abgehen

muß. Während wir jede Blume des Tages pflücken und uns in Vergnügungen berauschen, können wir unmöglich zu derselben Zeit auch die reife Frucht der Mühe und der Weisheit erndten. Der Weg liegt uns vor Augen: wir können nur zur rechten oder zur linken wählen. Wer Lust hat sein Leben damit hinzubringen, daß er von einem Vergnügen zum andern hüpfet, der darf dann auch nicht klagen, wenn er weder Weisheit, noch einen achtungswerthen Charakter erlangt.

Setzen wir einmal einen Augenblick, die Seele sey nicht unsterblich, und der Mensch nur für den gegenwärtigen Schauplatz geschaffen; so würden wir, dünkt mich, sehr Recht haben, uns darüber zu beklagen, daß die Liebe (ich meyne jene kindische Zärtlichkeit) endlich immer unschmackhaft wird und die Empfindung abstumpft. „Laßt uns essen, trinken und lieben, denn morgen sind wir todt,“ würde dann wirklich die Sprache der Vernunft und die Moral des Lebens seyn: und wer anders, als ein Thor, würde die

Wirk-

Wirklichkeit für einen täuschenden Schatten hingeben wollen? — Wenn uns dagegen die Betrachtung der Kräfte unsers Geistes, die einer unendlichen Veredlung fähig sind, mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllt; wenn wir es unter unsrer Würde halten, unsre Gedanken und Wünsche auf einen solchen, vergleichungsweise immer kleinen, Wirkungskreis, wie der gegenwärtige ist, zu beschränken, der nur in so fern bedeutend und groß erscheint, als er mit einer gränzenlosen Aussicht und mit den erhabensten Hoffnungen in Verbindung steht; bedarf es dann wohl noch eines falschen und erkünstelten Betragens? und soll der Wahrheit heilige Majestät beleidigt werden, um ein trügerisches Scheingut fest zu halten, das die Grundlage der Tugend selbst untergräbt? Darf auch dann die weibliche Seele sich noch mit buhlerischen Künsten verunreinigen, bloß um den Wollüstling zu befriedigen und zu verhindern, daß Liebe sich ja nicht in Freundschaft, oder, wo die Eigenschaften fehlen, auf die sich Freundschaft gründen läßt, wenigstens in

mitleidige Theilnahme verliere? Nein, das unschuldige Herz zeige sich wie es ist, und *Vernunft* lehre die Leidenschaft sich der Nothwendigkeit unterwerfen: oder richtiger, edles Streben nach Tugend und Einsicht erhebe den Geist über jene Gefühle, die den Becher des Lebens mehr verbittern als versüßen, sobald sie ihre gehörigen Schranken überschreiten.

Die Rede ist hier nicht von jener romantischen Leidenschaft, die den Schwung des Genies zu begleiten pflegt. Wer wäre wohl im Stande, dieser den Flügel zu lähmen? — Allein diese große Leidenschaft, außer Verhältniß mit den kleinen Genüssen des Lebens, ist nur dem Gefühl treu und findet ihre Nahrung in sich selbst. Immer sah man, daß Verbindungen dieser Art, wenn sie von beständiger Dauer waren, mehr unglücklich als glücklich machten. Durch Trennung und natürlichen Hang zur Schwermuth nahm die Leidenschaft immer mehr überhand, und nun flatterte die Phantasie unaufhörlich um ein Bild, das sie nur durch einen Nebel sah.

Ver-

Vertrautere Bekanntschaft würde dagegen dieß Entzücken vielleicht in Ueberdruß, wenigstens in Kaltfinn verwandelt, der Einbildungskraft einen Ruhepunkt dargeboten und schon dadurch ihr eine neue Laufbahn eröffnet haben. Rousseau bleibt, auch aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, der Natur vollkommen treu, wenn er die Geliebte seiner Seele, Heloise, auch da noch ihren St. Preux lieben läßt, wo die Welt schon vor ihrem gebrochenen Auge schwindet: doch dieß ist noch kein Beweis für die Unsterblichkeit der Leidenschaft.

Eine andre Regel, die der Doctor Gregory dem Frauenzimmer in Hinsicht auf Delicateße der Empfindung giebt, ist ganz von demselben Schlage. Er untersagt ihnen nämlich durchaus, sich diese Delicateße eigen zu machen, wofern sie entschlossen wären, einmal zu heyrathen: ja er geht so weit, daß er schon diese Entschliesung, die sich doch mit seinen vorhergehenden Anweisungen sehr gut verträgt, einem Mangel an Delicateße zuschreibt, und seinen Töchtern nachdrück-

lich einschärft, diesen Wunsch sorgfältig zu verbergen, wiewohl er immer ihr ganzes Betragen leiten könne. Als ob es undelicate feyn könnte, die gemeinfamen Wünsche der Menschennatur auch in sich zu fühlen!

Fürwahr, eine edle Moral, die so ganz zu der ängstlichen Klugheit einer kleinen Seele paßt, die ihren Blick nicht über den engen Kreis ihres irdischen Daseyns hinaus erweitern kann! Dürfen alle Kräfte der weiblichen Seele nur in Beziehung auf ihre Abhängigkeit von dem Manne ausgebildet werden; muß das Weib die Verbindung mit einem Gatten als das Hauptziel ihrer ganzen Laufbahn betrachten, und kann wirklich ein so schlechter Kranz ihren niedern Stolz befriedigen; nun so laßt sie, durch ihre Thätigkeit kaum in etwas über vernunftlose Wesen erhoben, zufrieden im Staube wandeln! — Die Frau aber, die im Ernste für den Preis ihrer hohen Bestimmung kämpfen will, diese laßt ihren Verstand ausbilden, ohne erst lange abzuwägen, was das auch wohl für ein Mann feyn werde, mit dem sie sich einmal verbinden

den soll. Führt sie nur nicht auf ein ängstliches Haschen augenblicklicher Genüsse, sondern sucht die freye Entschliessung, sich Eigenschaften zu erwerben, die einem vernünftigen Wesen Adel geben, in ihrer Seele zu wecken; so kann ein rauher, unfeiner Gatte, den ihr vielleicht das Schicksal giebt, ihren Geschmack zwar beleidigen, aber die Ruhe ihres Geistes wird er nie zerstören. Sie wird niemals ihre Seele so bilden, daß sie den Schwächen ihres Gefährden Beyfall geben, sondern so, daß sie dieselbe tragen könne; sein Charakter kann für ihre Tugend wohl ein Probierstein, nie aber ein Hinderniß werden.

War es die Absicht des Dr. Gregory, seine Bemerkung nur auf die romanhaften Erwartungen einer ewigen Liebe und verschwisterter Gefühle einzuschränken; so hätte er doch wenigstens erinnern sollen, daß jene überspannten Hoffnungen, die, so lange als die Einbildungskraft auf Kosten der Vernunft in Thätigkeit erhalten wird, auch durch die weisesten Vorstellungen nicht nie-

derzuschlagen sind, am Ende gewiss von der Erfahrung verscheucht werden.

Ich gestehe, es ist oft der Fall, daß Frauenzimmer, die eine romantische, unnatürliche Delicateſſe des Gefühls anhaltend in sich genährt haben, ihr Leben mit der *Einbildung* verträumen, wie glücklich sie mit einem Gatten gewesen seyn würden, der sie mit heißer, wachsender Zärtlichkeit einen Tag wie alle Tage hätte lieben können. *) Immer aber darf man annehmen, daß sie sich in der Ehe eben so sehr härmen könnten, als sie auſſer derselben sich wirklich härmen, und daß sie nicht um einen Gran unglücklicher mit einem schlechten Manne seyn würden, als sie itzt durch das Sehnen nach einem guten sind. — Daß übrigens eine sorgfältige Erziehung, oder, um es bestimmter zu sagen, ein richtig ausgebildeter Verstand, eine Person unsers Geschlechts in den Stand setzen können.

*) Wer Beyspiele verlangt, kann sie haufenweise in dem Wust unsrer Romanenheldinnen finden.

Ann. der Verfasserin.

könne, auch unverheyraethet mit Würde zu leben, gebe ich gern zu. Die Ausbildung ihres Geschmacks aber aus dem Grunde verläumen, damit ihr künftiger Gatte ihn nicht hier und da einmal beleidigen könne — das heist doch die Wirklichkeit für einen Schatten hingeben! Die Wahrheit zu sagen, ich begreife nicht, wozu überhaupt ein verfeinerter Geschmack dienen soll, wenn der Mensch dadurch nicht unabhängiger von den ungewissen Ereignissen des Lebens wird; wenn ihm dadurch nicht neue, blofs von seinen eignen Geistesverrichtungen abhängige, Quellen des Genusses geöffnet werden. Leuten von Geschmack — verheyraethet oder unverheyraethet, das thut hier nichts zur Sache — muß immer Vieles sehr missfällig seyn, wobey andre Menschen, die nicht so fein beobachten, nicht anzustoßen pflegen; dieß ist gewiß. Aber diese Erfahrung kann bey weitem noch nicht über den Satz entscheiden: ob in der ganzen Summe des Lebensgenusses feiner Geschmack Wohlthat zu nennen ist oder nicht?

Ver-

—
Verschafft er mehr Schmerz oder mehr Vergnügen? diess ist hier die Frage, deren Beantwortung über die Zweckmäßigkeit von Dr. Gregory's Rathe entscheiden muß. Sie wird aber, hoffe ich, deutlich genug ins Licht setzen, wie ungereimt und tyrannisch der verfährt, der solch ein System von Sklaverey aufstellen und sich vermessen kann, moralische Wesen nach andern, als solchen Regeln zu erziehen, die aus reiner Vernunft abgeleitet sind und auf die ganze Gattung passen.

Sanfte Sitten, Langmuth und Geduld sind so lebenswürdige, göttliche Eigenschaften, daß die hohe Dichtersprache die Gottheit selbst damit geschmückt hat, und wirklich giebt es vielleicht keine Vorstellung der göttlichen Güte, die so mächtig auf das Herz des Menschen wirkt, als jene Schilderung, die uns den Höchsten zeigt, wie Er reich ist an Erbarmen und bereit dem Sünder zu verzeihen. Sanftmuth, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, trägt unverkennbar das ächte Gepräge einer Gröfse an sich, die mit der ganzen

zen

zen Anmuth der einnehmendsten Herablassung verbunden ist. Aber in welcher andern Gestalt erscheint sie da, wo sie das kriechende Benehmen der Abhängigkeit, wo sie die Stütze einer Schwäche ist, die nur darum liebt, weil sie Schutz bedarf; die bloß deswegen duldet, weil sie doch nun einmal jede Beschimpfung schweigend über sich ergehen lassen muß; und die endlich unter jenen Streichen, bey denen sie zu murren nicht wagen darf, noch lächeln kann! — So erniedrigend dieß Gemälde aussehen mag, so ist es doch das treue Bild eines vollkommenen Weibes, ganz nach jenen hergebrachten Begriffen gezeichnet, die blendende, aber flache, Vernünftler von weiblicher Vortrefflichkeit entworfen, aber freylich so entworfen haben, daß darin von menschlicher Vortrefflichkeit nichts mehr zu erkennen ist.

Was aber aus den Weibern einmal in jenem Zustande werden soll, wo man weder freyt, noch sich freyen läßt — davon sagt man uns nichts. Die Moralisten sind zwar
längst

längst darüber einverstanden — was eine fortgesetzte Aufmerksamkeit auf den ganzen Lauf des Menschenlebens im Zusammenhange auch mehr als wahrscheinlich macht — dafs nämlich der *Mensch* (man versteht den *Mann* darunter) durch die mannichfaltigen Lagen, in die er hier kömmt, auf einen künftigen Zustand vorbereitet werde; und doch weisen sie eben so einstimmig das *Weib* nur dazu an, für den gegenwärtigen zu sorgen. Diesem Grundsatze zufolge werden denn Sanftheit, Biegsamkeit und ein gewisses anschmeichelndes, fast möchte ich sagen, hündisches Wesen ganz zweckmässig als die Haupttugenden des weiblichen Geschlechts empfohlen: ja ich kenne einen Schriftsteller, der, ohne alle Rücksicht auf die freye Willkühr der Natur, mit der sie ihre Gaben auszuspenden pflegt, geradezu die Schwermuth an einem Frauenzimmer für etwas Männliches erklärt. Das Weib, meynt er wohl, wäre zu weiter nichts geschaffen, als das Spielzeug des Mannes zu seyn — seine Klapper, die seinen Ohren klingeln mufs, sobald er, nach einer ernst-

sten

sten Anstrengung des Verstandes sich wieder amüsiren will!

Ich gebe zu, daß die Empfehlung der Sanftmuth, wofern man sie auf feste Grundsätze baut, vollkommen philosophisch richtig ist. Wer wollte einem schwachen Wesen es verargen, sanft zu seyn? — So bald hingegen die Nachgiebigkeit Recht und Unrecht nicht mehr unterscheidet und sich zu Allem brauchen läßt; so kann sie nicht weiter für eine Tugend gelten. So behaglich man auch diese Eigenschaft an einem Gesellschafter finden mag; so wird man doch einen Gesellschafter dieser Art allemal als Untergebenen betrachten und für ihn nur eine laue Zärtlichkeit fühlen, die sehr leicht in Verachtung übergeht. Noch mehr: wäre es auch dem Unterrichte möglich, ein Wesen, dessen natürliche Anlage an und für sich eine solche feine Politur nicht zugelassen haben würde, wirklich sanft und artig zu machen; so könnte damit wohl Etwas für die Beförderung einer gewissen Ordnung in der Welt gewonnen seyn, aber für das wahre Wohl

un-

unfers Geschlechts wäre dadurch so sehr eben nicht geforgt. Denn es läßt sich bald zeigen, daß jene unbestimmte Anweisung (zur Sanftheit und Artigkeit) nur Affectation erzeugen kann, welche der fortschreitenden Vervollkommnung der Weiber und der wahren Veredlung ihres Charakters ein unübersteigliches Hinderniß entgegenstellt, und wodurch dauernde Vorzüge dem Erwerbe einer gleissenden Anmuth, die freylich hier und da einmal einem Frauenzimmer auf einige Jahre königliche Huldigung bereiten mag, geopfert werden.

Nicht ohne Ekel und Unwillen kann ich die schönklingenden Worte lesen, mit denen die Männer die beschimpfende Behandlung, die sie sich gegen uns erlauben, zu mildern suchen; und ich darf doch wohl auch einmal fragen, was sie denn unter so widersprechenden Verbindungen, wie *schöne Fehler, lebenswürdige Schwachheiten* und dergleichen mehr sind, eigentlich verstanden wissen wollen? Wenn es bloß der Mann ist, der nur Einen Probierstein, nur Ein großes Urbild der Sittlich-

lichkeit anerkennen darf; so scheinen dagegen die Weiber vom Schicksal bestimmt zu seyn, gerade so, wie es die gemeine Sage von Mahomets Sarge berichtet, zwischen Himmel und Erde zu schweben: weil sie einerseits keinen thierischen Instinkt besitzen, der sie sicher leiten könnte, und man ihnen andertheils doch auch nicht verstattet, mit dem Auge der Vernunft auf ein hohes Ideal hinzublicken. Sie sind folglich bloß deswegen geschaffen, um sich lieben zu lassen, und dürfen nicht auf Achtung Anspruch machen, damit man sie nicht als männliche Wesen aus der Gesellschaft jage.

Doch, die Sache aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet: werden aus jenen unthätigen, willenlosen Geschöpfen wirklich die besten Gattinnen? Nur bey den kurzen Augenblicken unsers jetzigen Daseyns stehen zu bleiben: wie spielen denn solche schwache Geschöpfe hier ihre Rolle? Ist es wirklich wahr, daß die Weiber, die sich nichts als einige unbedeutende Geschicklichkeiten erworben und dadurch das herrschen-

de Vorurtheil beflärkt haben, nur allein das Glück ihrer Gatten machen? und ihre Reitze nur darum spielen lassen, um ihnen Vergnügen zu gewähren? Darf man von Frauenzimmern, die schon als Kinder jene Begriffe von leidendem Gehorsam eingefogen haben, noch so viel Selbstständigkeit erwarten, als zu der Führung ihres Hauswesens und zur Erziehung ihrer Kinder nöthig ist? Wahrhaftig, wenn ich die Geschichte des Weibes durchgehe, so finde ich von dem Allen so wenig, daß ich nicht umhin kann, mit dem strengsten Satyriker das weibliche Geschlecht sowohl für den schwächsten als den bedrücktesten Theil unsrer Gattung zu erklären. Denn, was stellt uns jene Geschichte anders als Zeichen der Unterwürfigkeit desselben dar? und wie viel kann man wohl Weiber zählen, die Muth genug hatten, das drückende Joch des unbeschränkten Gebieters abzuwerfen? Fürwahr, ihrer sind so wenig, daß sie schlechterdings nur für Ausnahmen gelten können. — Hierbey fällt mir ein, daß einst jemand über *Newton* die sinnreiche Vermuthung geäußert

äußert hat, er sey wahrscheinlich ein Wesen von höherm Range gewesen, das nur zufälligerweise in einen menschlichen Körper gerathen sey. Ungefähr eben so könnte man sich denken, daß die wenigen, außerordentlichen Weiber, die mit kühnern Schritte die ihrem Geschlechte vorgeschriebne Bahn verließen, eigentlich männliche Seelen gewesen und nur durch ein Versehen in weibliche Körper gekommen wären. Doch, im Ernste! wenn es dem Philosophen nicht ansteht, da, wo von der Seele die Rede ist, an das Geschlecht zu denken, so muß wohl jene Unterwürfigkeit einzig aus der Organisation abgeleitet werden: oder der himmlische Funke, der unsre irdische Masse belebt, müßte nicht in gleichen Gaben ausgespendet seyn.

Doch ich vermeide, wie ich auch bis jetzt immer gethan, jede ausdrückliche Vergleichung beyder Geschlechter; ich habe ja bereits ohne Umschweife eingestanden, daß nach der jetzigen Lage und Ansicht der Sache, das weibliche unter dem männlichen stehe. Aber von der Behauptung kann ich nicht ab-

H 2 gehen,

gehen, daß die Männer diese Erniedrigung der Weiber so weit getrieben haben, daß man die letztern nun fast nicht mehr mit dem Maafsstabe vernünftiger Geschöpfe messen kann. Man weise ihnen nur erst einen Wirkungskreis an, der ihre Anlagen entwickle, der ihre Kräfte stärke; und dann entscheide man, auf welcher Stufe im Geisterreiche das ganze Geschlecht stehen soll. Ich merke dabey ausdrücklich an, daß ich hier für die kleine Anzahl vorzüglich ausgezeichneteter Weiber keine eigne Stelle verlange.

Aeußerst schwer ist es für uns blöde Sterbliche zu bestimmen, zu welcher Höhe menschliche Einsicht und Veredlung sich wohl noch erheben kann, wenn einst die Nebel des Despotismus niederfallen, in denen wir jetzt bey jedem Schritte straucheln. Das aber getraue ich mir schon itzt, auch ohne prophetischen Geist, voraus zu sagen, daß, falls Moralität nur erst auf einem festern Grunde ruht, das Weib dann ganz gewiß entweder die Freundin des Mannes, oder seine Sklavin seyn wird. Dann werden wir nicht mehr,
wie

wie jetzt, in Zweifel stehen, ob sie denn auch ein moralisches Wesen oder in der Kette der irdischen Schöpfung nur das Glied sey, welches Menschen und Thiere zusammen verbindet. Und wenn sich nun ergibt, daß die Weiber, gleich den Thieren, vorzüglich nur um des Mannes willen geschaffen sind; gut, so wird sie dieser ruhig in die Stange beißen lassen, und ihrer weiter nicht mit eitlem Lobe spotten. Wird ihm dagegen dargethan, daß auch sie vernünftige Geschöpfe sind; so wird er, itzt ihre höhere Ausbildung, bloß seinen sinnlichen Begierden zu gefallen, nicht weiter hindern. Er wird nun nicht mehr alle Rednerkünste aufbieten, um ihnen blinde Unterwerfung ihres Verstandes unter die Führung des Mannes zu empfehlen. Er wird da, wo er von der Erziehung der Frauenzimmer spricht, nicht mehr behaupten, daß ihnen der Gebrauch der Vernunft nie frey gegeben werden dürfe, noch fernerhin Wesen, die jetzt, eben so wie er, sich zu den Tugenden der Menschlichkeit erheben, List und Verstellung zur Pflicht machen.

Fürwahr, die sittliche Güte darf nur Ein-
nen und denselben Maassstab haben, wenn
anders die Moral auf einem festen, ewigen
Grunde ruht; und jedes Wesen, das die Tu-
gend, im ächten Sinne des Worts, augen-
blicklichen Convenienzen aufopfert, oder
dem eine solche Handlungsweise gar zur
Pflicht gemacht wäre, lebt bloß für den heu-
tigen Tag und kann durchaus keiner Zurech-
nung fähig seyn.

Wäre dieß wirklich unser Fall; so wür-
de der Spott jenes Dichters treffend genug
seyn, welcher sagt:

„Wenn schwache Weiber sich verirren,

„So trifft die Schuld die Sterne mehr denn sie.“

Denn nothwendig müssen sie an die diamant-
ne Kette des Schicksals gefesselt seyn, wenn
es ausgemacht ist, daß sie nie ihre Vernunft
gebrauchen, nie unabhängig handeln, nie über
fremdes Ansehen sich erheben, nie endlich
jene Würde eines vernünftigen Willens füh-
len dürfen, der sich nur vor Gott beugt und
oft vergißt, daß das Universum ausser ihm
selbst noch irgend etwas Andres, als jenes Ur-
bild

bild der Vollkommenheit in sich faßt, auf das fein feuriger Blick hinschaut, um Eigenschaften anzubeten, die, wenn sie sanft in Tugenden verfließen, der Art nach immer von ihm nachgeahmt werden können, wenn gleich der Grad derselben die entzückte Seele überwältigt!

Doch, ich mag da nicht durch Declamationen blenden, wo die Vernunft selbst mit ihrem sanften Lichte leuchtet. Nein, ich wiederhole nur dieses: Sind die Weiber wirklich fähig, wie vernünftige Geschöpfe zu handeln; nun so behandle man sie auch nicht weiter als Sklaven, oder als Thiere, die mit dem Augenblicke, wo sie sich zu dem Menschen gefallen, einzig und allein von dessen Vernunft abhängig werden müssen. Nein, man bilde vielmehr ihren Verstand so viel als möglich aus, waffne ihr Herz mit gesunden, edlen Grundfätzen und lasse sie dadurch, daß sie sich allein von Gott abhängig fühlen, zum Bewußtseyn ihrer wahren Würde sich erheben. Man lehre sie, gerade so wie den Mann, der Nothwendigkeit sich unterwer-

fen und höre endlich einmal auf, jedem Geschlechte eine eigne Moral zu predigen.

Sollte indeffen die Erfahrung ausweisen, daß die Weiber wirklich nicht so viel Seelenstärke, Beharrlichkeit und Muth als die Männer erreichen könnten; so verstatte man ihnen doch wenigstens eine der Art nach gleiche Tugend, wenn sie gleich umsonst nach demselben Grade ringen würden. Die Ueberlegenheit des Mannes über das Weib wird auch dann noch eben so deutlich, wo nicht deutlicher, in die Augen fallen, und beyde werden an einfacher, unveränderlicher Wahrheit gleichen Antheil nehmen. Eben so wenig hat man Ursache, von diesem Verfahren eine Umkehrung der einmal in der menschlichen Gesellschaft hergebrachten Ordnung zu fürchten. Denn das Weib wird ja in diesem Falle immer nur den Rang behaupten, den ihr die Vernunft anweist, und von Ränken, durch die sie die Wagschalen ins gleiche zu bringen, oder gar die Gewichte umzutauschen versuchen dürfte, kann hier gar nicht mehr die Rede seyn.

Im-

Immerhin mag man diese Ideen Utopische Träume nennen — ich werde nie aufhören, jenem Wesen zu danken, das dieselben meiner Seele eindrückte und mir so viel Muth und Stärke zur Ausbildung meiner Vernunft schenkte, daß ich, um meine Tugend aufrecht zu erhalten, mich nur von Ihm abhängig fühlen darf und mit Mißfallen auf die irrigen Begriffe, die mein Geschlecht in Fesseln halten, herabsehen kann!

Ich liebe den Mann, als meinen Gefährten; aber seine Herrschaft, sie sey rechtmäßig oder angemaast, erkenne ich nur dann, wenn die Vernunft eines Individuums mir diese Huldigung gebietet: und selbst dann unterwerfe ich mich nur der Vernunft, nicht dem Manne.^{e)} In der That, die

H 5

Hand-

^{e)} Ich kann nicht umhin hier der würdigen Verfasserin zu widersprechen, und meinem Geschlechte das Wort zu reden. Wenn das Weib nur dann dem Manne nachgeben will, wenn die Vernunft aus ihm spricht: so muß es auch *stets* für die Stimme der Vernunft Empfänglichkeit haben. So wenig aber von den Männern zu er-

war-

Handlungsweise eines Wesens, das der Zu-
rechnung fähig seyn soll, muß schlechter-
dings durch die Wirkfamkeit seiner Vernunft
bestimmt werden: wäre das nicht, worauf
ruhte denn Gottes Thron?

Es scheint mir nothwendig, diese, an sich
sehr einleuchtenden Wahrheiten oft zu wie-
derholen, weil man bisher die Frauenzimmer,
so zu sagen, ganz isolirt, und als Wesen, die
ihrer Einwirkung entbehren könnten, be-
trachtet hat. Ja, unverantwortlich ist es,
dass man sich nicht scheute, sie der Tugen-
den, die die Menschheit schmücken, zu be-
rauh-

warten ist, dass sie *stets* nach Vernunft handeln
werden; eben so wenig darf man von den Wei-
bern hoffen, dass sie in jedem Falle richtig ur-
theilen werden, ob des Mannes Wille Stimme
der Vernunft oder der Unvernunft sey. Es muß
also im Ehestande oft der Fall vorkommen, dass
der Mann glaubt *er* handle nach Vernunft, und
die Frau glaubt *sie* handle nach Vernunft. Wer
soll nun nachgeben? ich dünke doch es sey bil-
lig, dass es die Frau thue: da sie doch von dem
Manne Nahrung und Schutz erhält. S.

rauben, und ihnen dafür erkünstelte Reize, die doch nur zu einer kurzen Tyranney verhelfen können, aufzudringen. Nun hat Liebe aus ihrem Busen jede edlere Bestrebung verdrängt; statt des Wunsches, Achtung einzuflößen, nähren sie in ihrem Herzen nur den Stolz, schön zu seyn und sinnliche Gefühle zu erregen; und dieses unedle Streben ist es, was bey ihnen, gerade so wie in unbeschränkten Monarchien die Knechtschaft, alle Stärke des Charakters zerstören muß. Nein, Freyheit ist die Mutter der Tugend! Da, wo die Weiber schon durch die bürgerlichen Verhältnisse Sklaven sind, und wo man ihnen nicht verstattet, die frische, belebende Luft der Freyheit einzuathmen; da müssen sie immer gleich ausländischen Pflanzen in einem ungewohnten Boden trauren und können nur für *schöne Fehler* in der Schöpfung gelten. — Wirklich sind sie auch der *einzige Fehler*, der in der Natur existirt.

Der Vorwurf, daß das weibliche Geschlecht doch zu allen Zeiten im Stande der Unterwürfigkeit geblieben sey — fällt gerade
auf

auf den Mann zurück. Der groſſe Haufe wurde jederzeit von einigen Wenigen unterjocht, und Ungeheuer, die kaum noch einen Funken von Gefühl für Menschenwürde zeigten, durften viele Taufende ihres gleichen tyrannifiren. Wie konnten ſich Männer von überlegenen Talenten jener Erniedrigung unterwerfen? Denn, iſt es etwa nicht allgemein anerkannt, daſs Könige, im Ganzen genommen, und mit einer gleichen Anzahl Menschen aus der gröſſern Maſſe verglichen, dieſen allemal an Geiſteskraft und an Tugend hätten nachſtehen müſſen? *f*) und doch hat man ſie nicht, und behandelt man ſie nicht itzt noch mit einem Grade von Ehrfurcht, der die Vernunft beſchimpft? *g*) China iſt nicht das einzige Land, wo ein noch leben-

f) Nein!

S.

g) Wenn Regenten, ſie mögen nun Könige, oder Fürſten, oder Schultheiſen ſeyn, das nöthige Anſehen im Volke haben ſollen: ſo muſs man ihnen auch die möglichſte Ehrfurcht erzeigen. Dieſs kann geſchehen, ohne daſs man die Vernunft beſchimpft. S.

lebender Mensch zum Gott gemacht wurde. Kurz, die *Männer* haben sich überwiegender Stärke unterworfen, um nur die Freuden des Augenblicks ohne Störung genießen zu können, und die *Weiber* — haben gerade nur dasselbe gethan. So lange demnach nicht bewiesen ist, daß der Höfling, der auf das Recht, zum Menschen geboren zu seyn, mit Sklavenfinne Verzicht thut, kein moralisches Wesen mehr sey; so lange läßt sich auch aus der hergebrachten Unterjochung des Weibes kein Grund ableiten, der über eine wesentliche Verschiedenheit des weiblichen Charakters von dem männlichen, zum Nachtheile des erstern entscheiden könnte.

Thierische Uebermacht beherrschte bis hierher die Welt; und von der Regierungskunst läßt sich nicht viel mehr rühmen, als daß sie noch zur Zeit in der Wiege liegt. Das letzte ergiebt sich deutlich genug aus dem Umstande, daß unsre Philosophen immer noch unschlüssig sind, ob sie der dem Menschen nützlichsten Wissenschaft auch wirklich diesen Namen zugestehen sollen?

Doch

Doch, ich breche diese Erörterung hier mit der Folgerung ab, die gewiss jedem meiner Leser einleuchtet: dafs, so wie eine gesunde Politik mehr Freyheit verbreitet, verhältnismässig die Menschengattung, das Weib mit eingeschlossen, auch immer weiser und tugendhafter werden wird,

Drit-

Drittes Kapitel.

Fortsetzung.

Körperliche Stärke, die sonst unterscheidender Vorzug der Helden war, ist gegenwärtig zu einem solchen Grade unverdienter Verachtung herabgesunken, daß Männer so gut als Weiber sie durchaus entbehrlich zu finden scheinen. Die letzten natürlich deswegen, weil diese Eigenschaft ihrer weiblichen Grazie Abbruch thun und ihnen viel von jener reizenden Schwäche rauben würde, der sie eben ihre, zur Ungebühr erweiterte Gewalt verdanken: die ersten, weil sie glauben, daß sie sich mit dem Charakter eines Mannes von Erziehung nicht vertrage.

Es läßt sich leicht beweisen, daß beyde Geschlechter eben dadurch, daß sie sich von dem einen Extrem entfernen wollten, auf das andre verfallen sind. Vorläufig mag hier nur noch die Bemerkung stehen, daß hier ein ganz,

ganz gemeiner Irrthum einen so hohen Grad von Ansehen erhalten hat, daß er einer falschen Schlussfolge, in der man die Wirkung mit der Ursache verwechselte, zur festesten Stütze ward.

Man sieht sehr häufig den Fall, daß Leute von Genie, durch anhaltendes Studiren oder durch gänzlichen Mangel an Aufmerksamkeit auf körperliches Wohlbefinden, ihre Gesundheit merklich geschwächt haben. Ihre Leidenschaften sind immer in dem Grade heftig, in welchem ihre Erkenntniskräfte feurig sind: und daher ist es von ihnen fast zum Sprüchwort geworden, daß das Schwert die Scheide aufreibe. Flüchtige Beobachter haben daraus sogleich den Schluss gezogen, daß Leuten von Genie gemeiniglich eine schwache, oder einen modischen Ausdruck zu gebrauchen, eine delicate Constitution zu Theil geworden sey. Gleichwohl halte ich mich, aller Erfahrung nach, vom Gegentheile überzeugt. Denn bey einer genauern Untersuchung finde ich, daß Stärke der Seele, in den meisten Fällen, auch von einem vorzüglichen

lichen Antheil an körperlicher Stärke begleitet war. Ich meyne damit (was ich wohl zu bemerken bitte) weiter nichts, als einen gefunden, unverdorbnen Zustand der Constitution, wie ihn die Natur giebt: nicht jenen festen Nerventon und jene baumstarke Muskelkraft, zu denen der Körper nur durch anhaltende, schwere Arbeit gelangen kann, bey welcher die Seele entweder gar nichts zu thun, oder doch nur die Hände zu regieren hat.

Doctor *Priestley* trägt in der Vorrede zu seinem Versuch über die Biographie die Bemerkung vor, daß die meisten großen Männer über fünf und vierzig Jahre gelebt haben. Bringt man hierbey noch die Sorglosigkeit in Anschlag, mit der so mancher unter ihnen seine Kräfte da verschwendete, wo er einer Lieblings-Wissenschaft nachhieng, und, ohne sich um die Stunde der Mitternacht zu kümmern, die Lebenslampe leichtsinnig dahin brennen liefs: bedenkt man noch dazu, wie ihre Phantasie so häufig, wann sie

I

sich

sich in dichterische Träume verloren hatten, für ihre Bühne handelnde Personen schuf, wie sehr durch starke, damit verbundene, und im Gedankenschwung zu einer ungemeinen Höhe getriebene, Gemüthsbewegungen ihre Seele außer Fassung kommen, und wie heftig selbst ihre Organisation sich dadurch erschüttert fühlen mußte, so bald jene unhaltbaren Gespinste der Einbildung vor ihrem ermatteten Auge nun dahin schwanden —; so sollte man denken, ihre Körper müßten von Stahl und Eisen gewesen seyn. Nie faßte Shakespeare den luftigen Dolch mit kraftloser Hand: auch zitterte Milton nicht, als er Satan weit über die Gränzen seines düstern Kerkers führte. Gewiß, das waren nicht aberwitzige Verirrungen von Schwäche, nicht kränkliche Ergüsse eines zerrütteten Gehirns; nein, es war der Ausbruch einer überströmend reichen Phantasie, die im “holden Wahnsinn” auf unbetretenen Bahnen wandernd, nicht stets an ihre körperlichen Fesseln erinnert wurde.

Ich

Ich merke wohl, daß dieser Gegenstand mich leicht weiter führen könnte, als ich, wie man bald vermuthen wird, zu gehen wünsche. So will ich denn, der Wahrheit und meinem ersten Satze treu, gerne zugestehen, daß in Hinsicht auf körperliche Stärke der Mann einen natürlichen Vorzug vor dem Weibe zu haben scheint: und, meiner Ueberzeugung nach, ist gerade dieß die einzige haltbare Grundlage, auf welche sich der Beweis für die Ueberlegenheit des männlichen Geschlechts bauen läßt. Dagegen bestehe ich noch immer auf meiner obigen Behauptung, daß nicht allein die Tugend, sondern auch die *Kenntnisse* beyder Geschlechter, wenn auch eben nicht dem Grade, doch der *Art* nach, dieselben seyn müssen; daß die Weiber, wenn man sie als moralische und vernünftige Geschöpfe betrachtet, ernstlich dahin streben sollten, sich menschliche Tugenden (oder Vollkommenheiten) durch *dieselben* Mittel, wie die Männer, zu erwerben; und daß sie durchaus nicht als eine erträumte Art von *Mitteldingen*, wozu sie eine von

Rousseau's ungereimten Chimären herabwürdiget, erzogen werden dürfen. *)

Wenn

*) „Untersuchungen über abstracte und speculative Wahrheiten, über Principien und Axiomen in den Wissenschaften, mit Einem Worte, alles, was darauf abzielt, die Ideen zu verallgemeinern, liegt auſserhalb des Kreiſes weiblicher Beſtimmung. Das ganze Studium der Frauenzimmer muß ſich auf das Praktiſche beziehen: ſie müſſen die Grundſätze anwenden, die der Mann gefunden hat; dagegen müſſen ſie wiederum erſt die Beobachtungen liefern, die den Mann zur Feſtſtellung jener Grundſätze leiten. Bey ihnen ſollten alle Reflexionen, die keine unmittelbare Beziehung auf ihre Pflichten haben, auf das Studium des männlichen Charakters oder auf andre angenehme Kenntniſſe, die nur Gegenſtände des Geſchmacks betreffen, gerichtet ſeyn. Werke des Genie's gehn über ihren Horizont: eben ſo wenig beſitzen ſie den erforderlichen Grad von Genauigkeit und Aufmerkſamkeit, um in den ſtrengen Wiſſenſchaften fortzukommen. Selbſt die phyſiſchen Kenntniſſe gehören nur dem von beyden Geſchlechtern zu, das vorzüglich thätig ſeyn, häufig ſich bewegen und die meiſten Gegenſtände ſehen kann: nur dem Geſchlechte, das am meiſten Stärke hat und dieſe Stärke am mei-

Wenn denn körperliche Stärke, nicht ohne allen Schein von Wahrheit, der Stolz der

I 3

Män-

„meisten übt, kommt es zu, über die Verhält-
 „nisse der Gegenstände, die in die Sinne fallen,
 „und über Naturgesetze zu urtheilen. Das
 „Weib ist schwach, und wird von dem, was
 „auswärts vorgeht, wenig oder nichts gewahr:
 „Sie schätzt und beurtheilt nur die Werkzeuge,
 „die Sie in den Gang zu setzen weiß, um ihrer
 „Schwäche nachzuhelfen; und diese Werkzeuge
 „sind — die Leidenschaften des Mannes. Ihre
 „Mechanik ist verhältnißmäfsig weit mächtiger,
 „als die unsrige: alle ihre Hebel vermögen das
 „menschliche Herz in seinem Innersten zu er-
 „schüttern. So wie Etwas vorkommt, was ihr
 „Geschlecht durch sich selbst auszurichten nicht
 „im Stande ist, was sie aber dennoch ausrichten
 „will, weil sie es bedarf, oder weil es ihr Ver-
 „gnügen macht; so muß sie die Kunst verstehen,
 „uns dieses Etwas wollen zu machen. Zu die-
 „sem Ende muß sie den männlichen Charakter
 „von Grund aus studiren; nicht durch Abstra-
 „ction den Charakter des Mannes im Allgemei-
 „nen, sondern den Charakter der Männer, die
 „um sie sind, den Charakter der Männer, denen
 „sie nun einmal, durch das Gesetz, oder durch
 „die Meynung, unterworfen ist. Ja, das Weib
 „muß es durchaus so weit bringen, daß sie die
 „wah-

Männer ist; warum sind doch nur die Weiber so thöricht, sich auf einen Mangel so viel einzubilden? Rousseau giebt ihnen darüber eine sehr scheinbare Entschuldigung an die Hand; freylich eine Entschuldigung, die nur einem Manne einfallen konnte, der seiner Einbildungskraft den Zügel schießen und sie über Eindrücken der ausgesuchtesten Sinnlichkeit brüten ließ. Sie müssen ja, so meynt

„wahre Gefinnung des Mannes in seinen Reden
 „und in seinen Blicken, in seinen Handlungen
 „und in seinen Geberden durchschauen kann.
 „Dagegen muß sie ihn wieder durch ihre Reden
 „und durch ihre Blicke, durch ihre Handlungen
 „und durch ihre Geberden, gerade in die
 „Stimmung zu versetzen wissen, in der sie ihn
 „zu sehen wünscht; das alles muß sie thun, ohne selbst den Schein zu haben, daß sie sich
 „darum kümmerge. Er wird besser, als sie über
 „das menschliche Herz philosophiren: sie hingegen wird besser, als er, in dem Herzen der
 „Männer lesen. Dem weiblichen Geschlechte ist
 „es vorbehalten, die Materialien zu dem, was
 „ich eine Experimental-Moral nennen möchte,
 „aufzufinden: dem unfrigen kömmt es zu, sie
 „in ein System zu ordnen. Das Weib hat mehr
 „Geist

meynt Er, eine Ausrede in Bereitschaft haben, wenn sie gewissen natürlichen Wünschen nachgeben, und wenn bey deren Befriedigung doch jene romantische Art weiblicher Sittsamkeit, die dem Stolze und der Sinnenlust des Mannes so sehr schmeichelt, nicht beleidigt werden soll.

Durch solche Sentiments getäuscht, pflegen manche Weiber sich wohl ihrer Schwä-

I. 4

che

„Geist, und der Mann hat mehr Genie: das
 „Weib beobachtet, und der Mann denkt. Aus
 „diesem beyderseitigen Zusammenwirken ent-
 „steht das hellste Licht, und die vollständigste
 „Wissenschaft, zu der der menschliche Geist aus
 „eigner Kraft gelangen kann, kurz, die sicher-
 „ste Selbst- und Welt-Kenntniss, die dem Fas-
 „ungsvermögen unsrer Gattung angemessen ist.
 „Man sieht in diesem Beyspiele, wie unablässig,
 „und mit welchem Erfolge, die Kunst zu der
 „Vervollkommnung eines von der Natur ge-
 „gebenen Werkzeugs wirken kann.“

Rousseau, im Emile, Buch 5.

Vielleicht erinnern sich meine Leser und Leserinnen noch der Parallele, die ich oben zwischen Weibern und Offizieren gezogen habe.

Zusatz der Verfasserin.

che zu rühmen, weil sie vermittelst derselben die *Schwäche der Männer* auf eine so schlaue Art anzugreifen wissen, daß der Sieg auf ihre Seite fällt. Immer möchten sie sich denn mit dieser erschlichenen Herrschaft brüsten, da sie wirklich, gleich Türkischen Bassen, mehr wahre Gewalt als ihre Herren in Händen haben; wenn nur dabey die Tugend nicht vorübergehenden Befriedigungen der Eitelkeit, und die Würde eines ganzen Lebens nicht dem Triumph Einer Stunde aufgeopfert würde!

Die Macht, welche gegenwärtig Weiber und Despoten besitzen, ist vielleicht weit gröfser, als sie seyn könnte, wenn einmal die Welt, so wie sie in Reiche und Familien abgetheilt ist, nach Gesetzen einer richtig geübten Vernunft regiert werden sollte. Allein die Art, wie beyde zu dieser Macht gelangen, kann nicht anders als ihren Charakter erniedrigen und Zügellosigkeit durch die ganze Masse der Gesellschaft verbreiten. Allemal muß der grofse Haufe das Fußgestelle für einige Wenige werden. Ich wage es daher

her dreist zu behaupten, dafs, so lange wir die Weiber nicht vernünftiger erziehen, die Veredlung der Menschheit durch Tugend und Wahrheit in ihrem Fortschritt unaufhörlich gehindert werden wird. Darf man ferner annehmen, dafs das Weib weder blofs dazu geschaffen ist, die sinnlichen Wünsche des Mannes zu befriedigen, noch auch blofs dazu, die erste Magd im Hause zu seyn, die nur für seine Mahlzeiten sorgen und seine Wäsche in Ordnung halten mufs; so folgt daraus, dafs Mütter, oder auch Väter, denen die Erziehung ihrer Töchter wirklich am Herzen liegt, ihr vorzüglichstes Augenmerk darauf richten sollten, den Körper derselben zu stärken, oder wenigstens ihre Gesundheit nicht durch ein Verfahren, wobey nur falsche Begriffe von Schönheit und andern weiblichen Vorzügen zum Grunde liegen, zu zerstören. Auch müßte man Mädchen schon früh gegen die verderbliche Meynung, als ob ein Fehler, durch irgend einen chemischen Proceß des Raisonnements zu einem Vorzuge werden könne, zu verwahren suchen. Es

frent mich ungemein, zu sehen, daß ich über diesen Punkt mit dem Verfasser einer der belehrendsten Schriften, die je in unserm Lande für Kinder erschienen sind, völlig überein denke. Ich setze seine treffenden Bemerkungen hierher, um meinen Gründen durch Seine achtungswürdige Autorität noch mehr Nachdruck zu geben. *)

Doch,

*) Ein ehrwürdiger Greis beschreibt das Verfahren, das er bey Erziehung seiner Tochter beobachtet hatte, auf folgende, sehr vernünftige Art. „Ich bemühte mich, sagt er, ihrer Seele „und ihrem Körper einen Grad von kraftvoller „Thätigkeit zu geben, den man bey dem weiblichen Geschlechte nur selten antrifft. So bald „sie stark genug ward, leichte Arbeiten im Hause und im Garten zu verrichten, so war sie dabey meine beständige Gehülfin. Selene (so hieß sie) erwarb sich bald in allen diesen ländlichen Beschäftigungen so viel Geschicklichkeit, daß ich ihr oft mit Vergnügen und Bewunderung zusah. Wenn Frauenzimmer insgemein schwach am Körper und nicht selten auch am Geiste sind, so darf die Schuld davon fast gar nicht auf Rechnung der Natur, sie muß fast ganz auf Rechnung der Erziehung geschrieben werden. Wir nähren ja in ihnen jene tadelns-

Doch, laßt uns einmal als erwiesen annehmen, die Weiber wären von Natur wirklich

„delnswürdige Unthätigkeit, die wir sehr un-
 „richtig Delicateſſe nennen. Statt ihre Seele
 „durch ſtrengere Grundſätze der Vernunft und
 „Philosophie zu ſtärken, führen wir ſie lieber
 „zu unnützen Künſten an, die am Ende doch
 „nur auf Eitelkeit und Sinnlichkeit hinauslau-
 „fen. In den meiſten Ländern, die ich bereiſt
 „habe, weiſs man ihnen nichts Betteſes beyzu-
 „bringen, als daſs man ſie lehrt, ihrer Stimme
 „dieſe oder jene Biegung zu geben, oder ihren
 „Körper in dieſe oder jene unbrauchbare Stel-
 „lung zu bringen: übrigens läſst man ſie ihre
 „Zeit mit Müſſiggehen oder doch mit Kleinig-
 „keiten verſchleudern, und daher werden Klei-
 „nigkeiten die einzigen Gegenſtände, für die
 „ſich noch intereſſiren können. Wir ſcheinen
 „ganz zu vergeſſen, daſs von der Bildung die-
 „ſes Geſchlechts unfre ganze häusliche Zufrie-
 „denheit und die Erziehung unfre Kinder
 „groſsentheils abhängt. Was dürfte man wohl
 „für häusliches Glück und für Erziehung
 „von Weſen erwarten, die mit jeder Pflicht des
 „Lebens unbekannt und von Kindheit auf ver-
 „dorben ſind? Ein muſikaliſches Inſtrument mit
 „unnützer Fertigkeit ſpielen — natürliche oder
 „er-

lich schwächer als der Mann; würde daraus schon folgen, daß auch ein Bemühen, sich noch schwächer zu machen, als die Natur sie ohnehin gemacht hat, ihnen ebenfalls natürlich sey? — Schlüsse dieser Art beschimpfen den Menschenverstand und zeugen allemal von Leidenschaft. Von unsern erleuchteten
 Zei-

„erzwungene Reize den Blicken müßiger und
 „auschweifender junger Leute zur Schau zu
 „tragen — des Gatten Vermögen durch üppi-
 „gen und unnöthigen Aufwand verschwenden
 „— das sind die einzigen Künste, die ich die
 „Weiber der meisten verfeinerten Nationen be-
 „treiben sah. Und die Folgen davon — sind ganz
 „von der Art, wie man sie aus so unreinen
 „Quellen erwarten muß: von innen Elend und
 „von außen Sklaverey.

„Selenens Erziehung war nach einem ganz
 „andern Plane angelegt und wurde durch weit
 „strengere Grundsätze geleitet, wenn anders ein
 „Verfahren streng heissen kaun, das dem
 „Herzen Gefühl für sittliche und religiöse Pflich-
 „ten einflößt, und es auf die wirksamste Weise
 „gegen die unvermeidlichen Uebel des Lebens
 „waffnet.“

Day's Sandford und Merton, Buch 3.

Zeiten läßt sich hoffen, daß man nun auch *das göttliche Recht der Männer*, so wie das göttliche Recht der Könige, ohne Gefahr wird in Zweifel ziehen dürfen. *b)* Und wenn
man

- b)* Wenn vom Rechte der Könige und Männer geredet wird: so muß man wohl bestimmen, was man durch dieses Recht verstehe. Meynt man das Recht, das Land oder das Weib zu despotisiren, und in Behandlung desselben seinen Launen zu folgen: so wäre es ein Mißbrauch des göttlichen Nahmens, wenn man dieses Recht göttlich nennen wollte. Ist aber von einem Rechte die Rede, nach den Grundsätzen der Vernunft für das Beste seines Landes und seiner Familie Verordnungen zu machen: so glaube ich doch daß dieses Recht *göttlich* verdiente genannt zu werden. Bey den Königen, weil sie, ohne ihr Zuthun durch das Zusammentreffen vieler, von der Vorsehung angeordneten, Umstände, auf den Posten, wo sie stehn, gestellt worden sind; bey den Männern, weil sie die Verforger ihrer Familie sind. In einer Gesellschaft, wo nur zwey regieren, muß nothwendig einer eine gewisse Superiorität haben, wenn eine beständige Zänkerey vermieden werden soll. Und da dünkte ich doch, daß die Superiorität *dem Verforger* zugestanden werden müsse. So
wie

man gleich selbst durch die besten Gründe, das Heer lärmender Zänker von einem herrschenden Vorurtheile nicht zurückbringen wird; so nimmt sie doch gewifs der Verständige in Ueberlegung, und läßt sich durch das tobende Geschrey des blinden Haufens über Neuerung nicht irre machen.

Nein, eine Mutter, die ihrer Tochter wahre Würde des Charakters geben will, die muß, ohne das Hohngelächter des Unverstandes zu achten, einen Erziehungsplan befolgen, der jenem ganz entgegengesetzt ist, zu dessen Empfehlung Rousseau seine ganze täuschende Beredsamkeit und philosophische

So- wie aber der König, wenn er sein Ansehen behaupten will, bey seinen Verfügungen auf die Stimme des Volks Rücksicht nehmen muß: so ist auch jeder Mann verbunden, wenn er wahre Superiorität behaupten will, die Stimme des Weibes zu respectiren. Die glücklichsten Hausväter werden immer diese seyn, die in allem, was sie, *in Ansehung ihres Hauswesens* thun, ihre Weiber, wenn sie anders durch Vernunft ihre Würde behaupten, zu Rathe ziehen. So meynt es die Verfasserin gewifs auch. S.

Sophismen aufgeboten hat. Die rednerischen Künste dieses Mannes vermögen selbst Ungeheimtheiten den Schein der Wahrheit zu leihen, und der zuversichtliche Ton seiner Behauptungen muß, wenn er auch nicht überzeugt, doch jeden, der sie zu widerlegen nicht im Stande ist, verwirren.

In der ganzen thierischen Schöpfung ist jeder jungen Kreatur fast ununterbrochene Bewegung des Körpers Bedürfnis. Diesem Naturwinke gemäß, sollten unsre Kinder ihre frühern Jahre mit solchen unschädlichen Leibesübungen hinbringen, die, ohne den Kopf anzugreifen oder eine beständige Aufsicht nothwendig zu machen, ihre Hände und Füße immer in Thätigkeit erhalten. Die Aufmerksamkeit, die das Kind zu seiner Selbsterhaltung anwenden muß, ist zugleich die erste natürliche Uebung seines noch schwachen Verstandes, so wie die kleinen Erfindungen, sich die Zeit zu vertreiben, seine Phantasie entwickeln. Schade nur, daß man diesen weisen Absichten der Natur durch eine verkehrte Zärtlichkeit und blinde Vorforge un-

auf-

aufhörlich entgegenwirkt! Die kleinen Geschöpfe, besonders wenn es Mädchen sind, werden auch nicht einen Augenblick ihrer eignen Leitung überlassen; und diese sklavische Abhängigkeit, in welche man sie versetzt, scheut man sich nicht eine *natürliche* zu nennen.

Körperliche Schönheit — den Stolz des Weibes! — zu bewahren, engt man ihre Gliedmaßen und Seelenkräfte mit mehr als Chinesischer Grausamkeit ein, und das sitzende Leben, zu welchem sie verurtheilt sind, in-
deß die Knaben in der freyen Luft herum-
springen dürfen, muß nothwendig ihre Muskeln schwächen und ihre Nerven erschlaffen.
— Was die Bemerkungen Rousseau's betrifft, die ihm von verschiedenen Schriftstellern nach-
gebetet worden, nämlich, daß die Frauen-
zimmer von Natur, das heist, gleich von der Wiege an, auch ohne alle Einwirkung der
Erziehung, schon einen Hang zu Puppen,
zum Putz und zum Plaudern hätten — so
sind sie wirklich zu kindisch, als daß sie im
Ernst eine Widerlegung werth wären. Daß
ein

ein Mädchen, die dazu verurtheilt ist, Stunden lang das leere Geschwätz einer albernen Wärterin anzuhören, oder bey der Toilette ihrer Mutter zu sitzen, endlich auch einmal ein Wort mitsprechen will, geht fürwahr sehr natürlich zu: und daß sie, zur Nachahmung ihrer Mutter oder ihrer Tanten, und zum Zeitvertreib ihre Puppe gerade so aufputzt, wie es jene mit ihr, dem armen unschuldigen Geschöpfchen machen, ist gewiß eine eben so natürliche Folge. Hatten doch sogar Männer von den größten Talenten selten Stärke genug, sich über den Einfluß der äußern, sie umgebenden Umstände zu erheben; wie sollte man denn da, wo selbst die Werke des Genies von den Vorurtheilen des Zeitalters etwas entstellt worden, einem Geschlechte nicht Etwas zu gut halten, dem so wie den Königen die Gegenstände immer nur in einem täuschenden Lichte erscheinen?

Auf diese Weise kann man den Hang zum Putz, der an den Weibern sichtbar ist, leicht erklären, ohne ihn aus dem Verlangen, dem Geschlechte, von welchem sie abhängig sind, zu

gefallen, herzuleiten. Kurz, die sonderbare Behauptung, ein Mädchen sey von Natur eine Coquette, und jenes Streben, das mit dem Geschlechtstriebe in Verbindung steht, könne sich in ihr auch dann schon zeigen, wenn eine fehlerhafte Erziehung noch nicht ihre Phantasie erhitzt und diesen Trieb vor der Zeit geweckt habe — ist so höchst unphilosophisch, daß ein so scharfsichtiger Beobachter, als Rousseau war, sie gewiß nicht würde zu der seinigen gemacht haben, wäre er überhaupt nicht gewohnt gewesen, die Vernunft seinem Hange zum Auszeichnenden, und die Wahrheit paradoxen Lieblingsfätzen aufzuopfern.

Kaum wird man es möglich finden, solche Aeufserungen, die der menschlichen Seele gleichsam ein doppeltes Geschlecht leihen, mit den Grundsätzen eines Mannes zu vereinigen, der ihre Unsterblichkeit so warm und so glücklich vertheidigt hat. Aber, welch ein schwacher Damm ist die Wahrheit, wenn sie dem Strome einer Hypothese entgegensteht! Rousseau verehrte die Tugend — betete sie fast

fast als eine Gottheit an — und doch erlaubte er sich die leidenschaftlichste Sinnenliebe. Unaufhörlich bereitete seine Phantasie feuerfangenden Stoff für seine entzündbaren Sinne: um jedoch dabey seine Achtung für Selbstverleugnung, Seelenstärke und jene heroischen Tugenden, die ein Geist, wie der feinnige, nicht kalt anstaunen konnte, mit seiner Sinnlichkeit auszuföhnen, sucht er nun selbst Naturgesetze umzukehren und trägt eine Lehre vor, die den Charakter der höchsten Weisheit herabwürdigen muß und nur Unheil in der menschlichen Gesellschaft verbreiten kann.

Die ungereimten Geschichten, die er erzählt, um zu beweisen, daß es den Mädchen *nattürlich* sey, ein ganz besondres Augenmerk auf ihre Person zu richten, wobey er im mindesten Nichts auf Rechnung des täglichen Beyspiels bringt, verdienen mehr als Verachtung. Eine dieser Erzählungen, in der er uns mit einer kleinen Demoiselle bekannt macht, die bereits einen so gebildeten Geschmack hatte, daß sie auf den angeneh-

men Zeitvertreib lauter O zu machen bloß
 deswegen Verzicht that, weil sie sich dabey
 in einer unvortheilhaften Stellung erblickte —
 ist wirklich zu lächerlich, als daß man in
 Versuchung kommen könnte, auch nur Ein
 ernsthaftes Wort darauf zu erwiedern. *)

Ich

*) „Ich kenne ein junges Frauenzimmer, welches
 „früher schreiben als lesen lernte: und zwar
 „liefs man sie die Schriftzüge mit der Nadel
 „anfangen, noch ehe man ihr eine Feder in die
 „Hand gab. Vom ganzen Alphabet wollte sie
 „anfangs weiter nichts als O machen: in Einem
 „weg machte sie nur diesen Buchstaben, bald
 „größer, bald kleiner, jedesmal aber gegen den
 „Strich. Unglücklicherweise traf sich's eines
 „Tages, als sie eben mit dieser Arbeit beschäf-
 „tigt war, daß sie sich im Spiegel sah, und den
 „übeln Anstand, den ihr die gezwungene Stel-
 „lung gab, bemerkte; gleich warf sie, wie eine
 „andre Minerva, die Feder weg und wollte wei-
 „ter von keinem O mehr wissen. Ihr Bruder
 „war dem Schreiben eben so wenig hold als sie:
 „nur lag die Ursache davon bey jenem bloß
 „in dem Zwange an und für sich, der ihm zu-
 „wider war, ohne sich im mindesten darum zu
 „kümmern, wie er dabey aussähe.“

Rousseau's Emil.

Ich darf mit aller Wahrscheinlichkeit behaupten, daß ich Gelegenheit gehabt habe, mehr Mädchen in ihrer Kindheit zu beobachten, als J. J. Rousseau gehabt hat: ich darf sagen, daß ich dergleichen Beobachtungen wirklich eben so anhaltend an Andern gemacht habe, als die Erinnerung deutlich ist, die mich auf meine eignen Empfindungen zurückführt. Allein, mein Urtheil über die erste Entwicklung des weiblichen Charakters trifft so wenig mit dem seinigen zusammen, daß ich mit Sicherheit dafür einstehen wollte, ein kleines Mädchen, dessen Lebhaftigkeit noch nicht durch Unthätigkeit erstickt, oder dessen Unschuld noch nicht durch falsche Schaam befleckt worden ist, würde immer ein Wildfang seyn, und nie eine Puppe ihre ganze Aufmerksamkeit beschäftigen, wenn nur das Stubenhüthen ihr eine andre Wahl übrig liesse. Kurz, Mädchen und Knaben würden in aller Unschuld mit einander spielen, wäre man nur nicht so bemüht, sie mit ihrer Geschlechtsverschiedenheit lange vorher bekannt zu machen, ehe die Natur wirklich einen Unter-

schied zwischen ihnen macht. — Ja ich gehe noch weiter, und behaupte als unwiderlegbare Thatfache, dafs, so weit meine Erfahrung reicht, diejenigen Weiber, die sich noch wie vernünftige Geschöpfe betragen oder kraftvolle Thätigkeit des Verstandes bewiesen haben, dafs diese meistens — in der Sprache einiger eleganten Bildner des schönen Geschlechts zu reden — so aufs Gerathewohl in der Wildnifs aufgewachsen sind.

Die traurigen Folgen der Vernachlässigung der Gesundheit in der Kindheit und im jugendlichen Alter reichen weiter als man insgemein glaubt. Abhängigkeit des Körpers erzeugt nothwendig auch Abhängigkeit der Seele. Wie könnte wohl ein weibliches Geschöpf, das den grössten Theil seiner Zeit im Kampf, oder wenigstens mit Verwahrungsanstalten gegen Krankheiten hinbringen mufs, die Pflichten einer guten Gattin und Mutter gehörig erfüllen? Oder, wie dürfte man von einem Frauenzimmer die muthige Entschliessung, ihre Gesundheit zu stärken und auf jede entkräftende Weichlichkeit Verzicht zu thun, erwarten, wenn

wenn erkünstelte Begriffe von Schönheit und falsche Vorstellungen von Empfindsamkeit sich schon frühe mit den Triebfedern ihrer Handlungen verbunden haben? — Die Männer sind doch genöthigt, hier und da einmal eine körperliche Unannehmlichkeit zu ertragen, und sich, bey manchen Gelegenheiten, dem widrigen Einflusse der Elemente auszusetzen: Frauenzimmer hingegen, die für artig gelten wollen, sind im buchstäblichen Verstande des Worts, Sklavinnen ihres Körpers und dürfen sich dieser Sklaverey obendrein noch rühmen!

Ich kannte ehemals eine solche Modedame, die sich mehr als gewöhnlich auf ihre Delicateffe und Empfindsamkeit einbildete. Ein fein unterscheidender Geschmack und ein schwacher Appetit war ihr der Gipfel aller menschlichen Vollkommenheit: und dieser Grundsatz leitete auch ihr Betragen. — Dieses schwache verkünstelte Wesen versäumte jede Pflicht des Lebens, um sich mit Selbstgefälligkeit auf einen Sopha hinzulehnen und

sich ihres Mangels an Appetit als eines Beweises der Delicateffe zu rühmen, welche die Ursache, oder vielleicht — denn wer kann ein so lächerliches Geschwätz verständlich machen? — die Folge ihrer ungemainen Empfindsamkeit sey. Und doch sah ich — wer sollte es glauben? — dasselbe Weib zu derselben Zeit eine alte würdige Matrone, die unerwartete Unglücksfälle von ihrer prahlerischen Gnade abhängig gemacht hatten, die aber von glücklichern Tagen her noch Ansprüche auf ihre Dankbarkeit hatte, auf das schimpflichste behandeln. Wie war's wohl möglich, dass ein menschliches Geschöpf sich zu einem so elenden und verworfnen Betragen erniedrigen konnte, wenn nicht in ihr, so wie in den durch Schwelgerey weichlich gewordenen Sybariten, schon Alles, was nur der Tugend ähnlich sieht, verschwunden war? oder man müßte sich gar nie die Mühe genommen haben, ihrem Gedächtnisse auch nur einige gute Lehren einzuprägen, die zwar an sich nur ein dürftiger Ersatz für wahre Ausbildung des Geistes sind, zuweilen aber doch

doch Verwahrungsmittel gegen das Laster werden können?

Ein solches Weib ist nun freylich eben kein widersinnigeres Ungeheuer, als manche von den Römischen Kaisern waren, die durch gesetzlose Uebermacht eben so tief herabfanken. Indefs, seit man die Könige mehr durch Gesetze und durch das, freylich immer schwache, Band der Ehre gebunden hat, sind die Jahrbücher der Geschichte nicht weiter mit so empörenden Belegen unnatürlicher Thorheit und Grausamkeit angefüllt, und der Despotismus, der Tugend und Genie im Keim erstickt, weht nicht mehr mit dem zerstörenden Hauch, der die Turkey zur Wüsteney macht und dem Boden so gut wie den Bewohnern mit Unfruchtbarkeit flucht, durch das übrige Europa.

Dagegen sind die Weiber allenthalben in derselben traurigen Lage. Denn, um ihre Unschuld (Unwissenheit ist es, der man diesen schönklingenden Namen giebt) aufrecht zu erhalten, sucht man ihnen die Wahrheit zu verbergen, und sie müssen, noch ehe ihre

Seelenkräfte zu einiger Stärke gedeihen können, sich schon einen erkünstelten Charakter eigen machen. Von Kindheit auf gelehrt, Schönheit als den Zepher des Weibes zu betrachten, bildet sich die Seele selbst nach dem Körper, flattert um ihren vergoldeten Käfig und kennt kein andres Ziel als ihren Kerker aufzuputzen. Die Männer haben mancherley Verrichtungen zu besorgen, sie müssen manchen Plan entwerfen und betreiben, der ihr Nachdenken zu beschäftigen und ihrem sich entwickelnden Geiste einen Charakter zu geben im Stande ist: die Weiber allein fesselt man auf einen einzigen Gegenstand, ihre Gedanken sind beständig auf ihren Körper gerichtet, und selten reicht daher ihr Blick über das Ziel eines augenblicklichen Triumphes hinaus. Wäre nur erst ihr Verstand aus jener Sklaverey erlöst, in die sie der Stolz und die Sinnlichkeit des Mannes und ihr eigenes kurzfristiges, der Herrschsucht von Tyrannen ähnliches, Streben nach augenblicklicher Gewalt, gestürzt haben; — fürwahr, wir würden dann von solchen Thorheiten, der-

dergleichen wir jetzt alle Tage an ihnen sehen, nur noch mit dem äußersten Befremden lesen. Man erlaube mir diesen Gegenstand etwas weiter zu verfolgen.

Dürfte man die wirkliche Existenz eines bösen Wesens annehmen, welches in der allegorischen Sprache der Schrift zu reden, herumgeht und fuchet welchen es verschlinge; so könnte vielleicht dieses Wesen nicht sicherer zu seinem Zwecke, den menschlichen Charakter recht tief herabzuwürdigen, gelangen, als wenn es dem Menschen unumschränkte Macht ertheilte.

Diese Materie theilt sich in mehrere Zweige. — Geburt, Reichthum und jeder äußere Vorzug, der einen Menschen ohne Einwirkung seiner Geisteskräfte über andre seines gleichen erhebt, setzt ihn in der That immer unter diese herab. Schlaue Köpfe machen sich seine Schwäche so viel möglich zu Nutze und blähen ihn durch ihre Schmeicheleyen so sehr auf, daß man zuletzt keinen menschlichen Zug mehr an ihm findet. Daß aber ganze Schaaren von Menschen,
wie

wie Heerden Schafe, solchen Führern so gutwillig folgen — das ist ein Räthfel, welches sich nur aus dem blindesten Hange zu gegenwärtigem Genuße, und aus der äußersten Beschränktheit des Verstandes erklären läßt. In sklavischer Abhängigkeit erzogen, durch Ueppigkeit und Müßiggang entkräftet — wo dürften wir noch Männer suchen, die Muth genug hätten, die Rechte der Menschheit zu behaupten, und die Ansprüche moralischer Wesen, für die es nur Einen Weg zur Vollkommenheit geben kann, wieder geltend zu machen? — Sklavische Unterwürfigkeit unter Despoten und ihre Diener ist ein Fessel, deren drückende Last die Fortschritte des menschlichen Geistes hemmt, und die die Welt noch lange tragen wird.

Verstattet also den Männern nicht weiter, im Stolze auf ihre Gewalt, sich auf Gründe zu berufen, zu denen auch tyrannische Könige und feile Minister ihre Zuflucht nahmen, und den Trugschluss aufzustellen: das Weib müsse in der Unterwürfigkeit erhalten werden, weil es immer so gewesen sey. —

Aber

Aber wann einmal der Mann, unter der Herrschaft vernünftiger Gefetze, seine natürliche Freyheit genießen wird, dann mag er auch das Weib verachten, wenn sie diese Freyheit nicht mit ihm theilt! Nur bis zu diesem glänzenden Zeitpunkte, laßt ihn bey der Rüge der Thorheit des weiblichen Geschlechts seine eigne nicht übersehen!

Wahr ist es, die Weiber verlieren da, wo sie durch ungerechte Mittel zu Gewalt gelangen, wo sie das Laster üben oder in sich nähren, offenbar jenen Rang, den ihnen außerdem die Vernunft anweist, und werden so entweder zu verworfnen Sklaven oder zu eigensinnigen Tyrannen. Mit dem Besitze einer solchen Macht schwindet alle Einfalt und alle Würde des Charakters dahin, und sie handeln nun gerade so, wie man Männer handeln sieht, die sich auf dieselbe Weise emporgeschwungen haben.

Endlich ist es Zeit, eine Revolution in den Sitten der Weiber zu bewirken — Zeit, ihnen ihre verlorne Würde wieder zu geben, und sie als einen Theil der Menschengattung
durch

durch ihre eigne Umbildung zur Umbildung der Welt wirken zu lassen. Es ist Zeit, die ewigen und unveränderlichen Grundsätze der Sittlichkeit von Gebräuchen und Gewohnheiten, die nach Verschiedenheit der Orte verschieden seyn können, zu unterscheiden. — Sind die Männer Halbgötter; gut, so wollen wir ihnen dienen! Darf man den Weibern die Vorzüge der Seele noch eben so wie den Thieren streitig machen; giebt ihnen ihre Vernunft auf der einen Seite nicht Licht genug, ihre Bahn zu wandeln, während ihnen auf der andern ein untrüglicher Instinkt versagt ist; — dann sind sie wahrhaftig unter allen Geschöpfen die unglücklichsten, und müssen, gebeugt unter das eiserne Joch des Schicksals, sich gefallen lassen, ein *schöner Fehler* in der Schöpfung zu seyn! Nur, wie sich die Vorsehung auf eine befriedigende Art rechtfertigen lassen möchte, daß sie einen so grossen Theil des Menschengeschlechts der Zurechnung fähig und nicht fähig machen konnte — dieß dürfte auch den feinsten Casuisten in Verlegenheit setzen.

Die

Die einzige sichere Grundlage der Moral ist, wie es mir vorkömmt, in dem Charakter des höchsten Wesens zu suchen. Die Harmonie desselben entspringt aus einem Gleichgewichte Seiner Eigenschaften, von denen (mit Ehrfurcht sey es gesagt) die eine immer die *Nothwendigkeit* der andern in sich zu schliessen scheint. Er muß gerecht seyn, weil Er weise ist: Er muß gütig seyn, weil Er allmächtig ist. Denn, eine göttliche Eigenschaft auf Kosten einer andern, die gleich vortrefflich und nothwendig ist, erheben zu wollen, trägt immer das Gepräge der beschränkten menschlichen Vernunft und zeugt allemal von Leidenschaft. Der Mensch, gewohnt im Zustande der Wildheit sich vor der Uebermacht zu beugen, ist selbst da, wo Kultur ihm zeigt, wie tief körperliche Stärke unter geistiger Kraft stehen muß, nur selten im Stande, dieser barbarischen Gewohnheit zu entsagen: sogar beym Gedanken an die Gottheit umhüllen seine Vernunft die Nebel dieses blinden Vorurtheils. Man läßt die Allmacht der Gottheit die übrigen Eigenschaften

schaften derselben ohne Ausnahme gleichsam verschlingen, oder wenigstens über sie den Vorsitz führen; und wer der Meynung ist, sie müsse durch Ihre Weisheit geleitet werden, dem giebt man Schuld, er beschränke Ihre Kraft auf eine unehrerbietige Weise.

Ich thue gänzlich Verzicht auf jene gleisende Demuth, die nach Durchforschung der Natur, beym Urheber derselben schüchtern stehen bleibt. — Dafs der Erhabene und Ewige viele Eigenschaften besitzt, von denen wir uns keine Vorstellung machen können, leidet keinen Zweifel; meine Vernunft aber sagt mir, dafs diese Eigenschaften nicht mit denjenigen Vollkommenheiten, die Gegenstände meiner Verehrung sind, streiten können; und ich fühle mich gedrungen, ihrem Rufe zu folgen.

Es scheint in der Natur des Menschen zu liegen, höhere Vollkommenheit, als deren seine Gattung fähig ist, aufzusuchen: nur kann dieß auf eine doppelte Weise geschehen. Entweder bemüht er sich die Vorzüge an dem Gegenstande, dem er seine Anbetung weiht,

weiht, abgefondert und deutlich zu erkennen; oder er begnügt sich mit der sinnlichen, verworrenen Vorstellung, sich dieses Wesen mit Vollkommenheit, wie mit einem Gewande bekleidet zu denken. Was für gute Wirkungen lassen sich aber von der letztern Art der Gottesverehrung für das moralische Betragen eines vernünftigen Wesens erwarten? Der Mensch beugt sich hier bloß vor der Macht: er betet eine finstre Wolke an, die ihm wohl einmal eine glänzende Aussicht öffnen, aber auch mit grimmiger, regelloser Wuth über sein dem Verderben geweihtes Haupt losbrechen kann — ohne daß er weiß wie und warum? Ja, nimmt man an, die Gottheit handle nach dem blinden Antriebe eines gesetzlosen Willens; so darf entweder auch der Mensch dem seinigen blindlings folgen, oder er müßte sich bey seinen Handlungen durch Grundsätze leiten lassen, die er als unehrerbietig verwürfe. In eine oder die andre Ungereimtheit sind Schwärmer und kältere Denker verfallen, so bald sie es darauf anlegten, den Menschen aus je-

L

nen

nen heilsamen Schranken heraus zu führen, in die ihn ein richtiger Begriff vom göttlichen Charakter stellt.

Es ist also nicht Beleidigung des Allmächtigen, seine Eigenschaften in der Nähe zu betrachten; denn wer könnte wohl seine Vernunft gebrauchen ohne diesen Versuch zu machen? Gott, als die Quelle von Weisheit, Güte und Macht lieben — das scheint der einzige Gottesdienst zu seyn, der sich für ein Wesen schickt, dessen Streben auf stetes Wachsthum an Einsicht und Tugend gerichtet ist. Eine unbestimmte, blinde Anhänglichkeit vermag zwar, wie andre menschliche Leidenschaften, die Seele eine Zeit lang zu beschäftigen, und das Herz zu erwärmen; aber Recht thun, Wohlwollen üben, und demüthig vor unserm Gott wandeln wird dabey vergessen. Unten werde ich diesen Gegenstand noch weiter verfolgen, wo ich die Religion aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachten werde, als Dr. Gregory, der sie nur als Sache der Empfindung oder des Geschmacks behandelt.

Doch

Doch ich kehre von dieser scheinbaren Abschweifung zurück. Es wäre zu wünschen, daß die Zärtlichkeit der Weiber für ihre Gatten sich auf dieselben Grundsätze stützte, auf denen die Andacht ruhen sollte. Eine andre sichere Grundlage giebt es nicht unter der Sonne! Vor dem trügerischen Lichte der Empfindsamkeit kann man sie nie genug warnen: das ist gar zu oft nur ein mildernder Ausdruck, den man für Sinnlichkeit setzt. Eins von beyden also muß man wählen: entweder sperre man die Weiber von Kindheit auf wie morgenländische Fürsten ein, oder erziehe sie so, daß sie für sich selbst denken und handeln lernen.

Wie können doch die Männer unentschlossen zwischen zwey Systemen schwanken und Unmöglichkeiten erwarten? Wie können sie Tugend von einer Sklavin, von einem Wesen erwarten, das die bürgerliche Einrichtung der Gesellschaft schwach, wo nicht gar lasterhaft macht?

Ich weiß mehr als zu gut, daß man so bald noch nicht hoffen darf, jene tiefgewurzelten

Vorurtheile, wozu Sinnenmenschen den Samen ausgestreut haben, einmal ganz ausgerottet zu sehen. Auch mag wohl noch viel Zeit verstreichen, bis man die Weiber überzeugen wird, daß sie, so bald man die Sache aus einem höhern Gesichtspunkte betrachtet, sehr gegen ihren wahren Vortheil handeln, wenn sie Schwäche unter dem Namen von Delicateße in sich nähren oder affektiren; bis man die Welt überzeugen wird, daß die vergiftete Quelle weiblicher Laster und Thorheiten (wenn man denn doch, der Mode zufolge, gleichbedeutende Ausdrücke in einem schwankenden Sinne gebrauchen soll) in der bloß sinnlichen Huldigung liegt, die man der Schönheit leistet. Es versteht sich, daß hier nur von körperlicher Schönheit die Rede ist. Ein deutscher Schriftsteller macht die feine Bemerkung, daß ein *niedliches* Weib, als Gegenstand sinnlicher Wünsche betrachtet, allgemein von Männern aller Art dafür anerkannt wird; während eine *feine* Frau, die durch ihre geistige Schönheit erhabnere Empfindungen einflößt, von solchen Männern

nern, die ihr höchstes Glück in der Befriedigung ihrer Begierden suchen, mit Gleichgültigkeit betrachtet, ja wohl gar übersehen werden kann. Was man darauf antworten wird, sehe ich voraus. Man wird sagen: so lange der Mensch ein so unvollkommenes Geschöpf bleibt, als er bisher gewesen zu seyn scheint, so lange wird er auch mehr oder weniger Sklave seiner Begierden bleiben: und wenn nun solche Weiber auf den meisten Einfluss rechnen dürfen, die eine der herrschendsten befriedigen, so muß das ganze Geschlecht, wenn auch nicht durch eine moralische, doch schon durch eine physische Nothwendigkeit von seiner Würde herabsinken.

Ich gebe zu, daß diese Einwendung nicht ohne alles Gewicht ist. Allein das Daseyn einer so erhabnen Vorschrift wie diese: „seyd rein, wie euer himmlischer Vater rein ist“ giebt deutlich genug zu erkennen, daß die Tugend des Menschen selbst nicht durch das Wesen beschränkt wird, das sie doch allein beschränken könnte, und daß der Mensch in diesem Felde seiner Kraft den freysten

Lauf lassen darf, ohne zu befürchten, er werde in Befriedigung eines so edeln Stolzes seine Gränzen überschreiten. Zur stürmischen See ist gesagt: „bis hierher sollst du kommen und nicht weiter: da sollen sich deine stolzen Wogen legen“; umsonst ist ihr Brausen und Schäumen, sie bändigt dieselbe Macht, die auch die rollenden Planeten in ihren Geleisen hält: die Materie weicht dem grossen sie beherrschenden Geist. Aber eine unsterbliche Seele, die nicht an mechanische Gesetze gebunden ist und die sich von den Fesseln der Materie zu befreyen strebt, die stört nicht, nein, sie fördert die Ordnung des grossen Ganzen, wenn sie, mitwirkend mit dem Vater der Geister, geschäftig ist, sich selbst nach der unwandelbaren Regel zu regieren, nach welcher, freylich in einem Grade, der unsre Fassung übersteigt, das Universum geleitet werden muss.

Wenn ferner die Weiber durchaus zur Abhängigkeit, das heisst, so erzogen werden sollen, dass sie alle ihre Handlungen nach dem Willen eines andern, auch der Verirrung fähi-

fähigen Wesens einrichten und sich jedesmal der Gewalt, sey's nun recht oder unrecht, blindlings unterwerfen; wohin führt uns das? Soll man sie als Stellvertreter betrachten, die eine kleine Besitzung beherrschen dürfen, für deren Verwaltung sie einem höhern Richtstuhl, der selbst dem Irrthum unterworfen ist, Rechenschaft zu geben gehalten sind?

Es läßt sich leicht beweisen, daß solche Bevollmächtigte ungefähr eben so verfahren werden, wie wir die Männer, die man auch durch Furcht im Gehorsam erhält, verfahren sehen: das heißt, wenn von Weibern die Rede ist, daß sie ihre Kinder und ihr Gefinde äußerst tyrannisch behandeln werden. Da ihre eigne Unterwerfung niemals durch Gründe geleitet wird, so werden sie sich auch in der Behandlung ihrer Untergebenen an keine festen Regeln binden: blinde Einfälle und augenblickliche Launen werden sie zum Wohlthun so gut als zur Grausamkeit bestimmen, und man darf sich gar nicht wundern, daß sie zuweilen, ihres drückenden

Joches müde, ein schadenfrohes Vergnügen darin finden, dasselbe schwächern Schultern aufzulegen.

Setzen wir auch einmal den Fall: eine solche, zu dieser Art von Gehorsam erzogene Frau sey mit einem vernünftigen Manne verbunden, der ihre Entschliessungen leitet, ohne sie ihre sklavische Abhängigkeit fühlen zu lassen; so mag sie bey diesem zurückgeworfnen Lichte ihre Geschäfte so gut ausrichten, als man nur immer von einer Person, die die Vernunft erst aus der zweyten Hand bekömmt, erwarten kann. Allein wer will ihr für das Leben ihres Schutzherrn stehen? Er kann sterben und ihr eine zahlreiche Familie hinterlassen.

Jetzt übernimmt sie Pflichten von zweifacher Art: sie soll bey Erziehung ihrer Kinder Vater- und Mutterstelle vertreten; sie soll ihnen gute Grundsätze einprägen und ihr Eigenthum bewahren. Aber, ach! sie war noch nie in dem Falle, für sich selbst denken, viel weniger für sich allein handeln zu

zu müssen: den Männern zu gefallen*), ihnen mit Anstand und Grazie zu dienen —

L 5

war

*) „Um beyde Geschlechter recht enge zu verbinden, muß jedes derselben zum gemeinschaftlichen Zwecke seinen eignen Beytrag, aber auf eine sehr verschiedne Weise, liefern. Gerade diese Verschiedenheit ist die Quelle, aus welcher der erste bestimmtere Unterschied ihrer beyderseitigen moralischen Verhältnisse gegen einander abzuleiten ist. Das eine muß thätig und stark, das andre leidend und schwach seyn: dem einen ist's nothwendig, Muth zum Entschlusse und Kraft zur Ausführung zu besitzen; für das andre reicht es hin, wenn es nur einen schwachen Widerstand zu leisten weis.“

„Aus diesem Grundsätze folgt, daß das Weib vorzüglich dazu gemacht ist, dem Manne zu gefallen. Wenn dagegen der Mann auch ihr wieder gefallen muß, so ist diese Nothwendigkeit nicht so unbedingt: sein Verdienst liegt in seiner Kraft, und er gefällt bloß dadurch, daß er stark ist. Ich gebe gern zu, daß dies kein Gesetz verfeinerter Liebe ist; aber es ist Gesetz der Natur, und geht, als solches, noch der Liebe selbst voran.“

„Ist das Weib dazu gemacht, dem Manne zu gefallen und sein Joch zu tragen; so ist es ihre Pflicht, sich demselben so angenehm als mög.“

war bis dahin ihre ganze Wissenschaft. Wie sie indeffen jetzt, da eine Menge Kinder sie umringen, zu einem andern Schutzherrn — wie sie wieder zu einem Gatten, der ihr die
Stelle

„möglich zu machen und nicht durch trotziges
„Widerstreben seinen Unwillen zu erregen.
„Ihre ganze Gewalt liegt in ihren Reizen: nur
„durch diese muß sie ihn zwingen, seine Kraft
„zu fühlen und Gebrauch davon zu machen.
„Der sicherste Kunstgriff diese Kraft zu beleben
„ist der: sie durch Widerstand nothwendig zu
„machen. Die Eigenliebe gefällt sich dann noch
„zur sinnlichen Begierde, und der eine Theil
„sieht nun einen Triumph in dem Siege, den
„ihn der andre davon tragen läßt. So ent-
„steht Angriff und Vertheidigung: daher die
„Kühnheit des einen und die Schüchternheit
„des andern Geschlechts; daher endlich die
„Sittsamkeit und die Schaam, mit welcher die
„Natur das schwächere waffnete, um das stärkere
„zu bändigen.“

Rousseau's Emile.

Statt aller Erklärungen über diese sinnreiche Stelle bemerke ich nur, daß ich darin die Philosophie der ausschweifendsten Sinnlichkeit erkenne.

Zusatz der Verfasserin

Stelle der Vernunft vertrete, kommen soll? sieht man so leicht nicht ab. Ein vernünftiger Mann — denn wir leben nun einmal nicht in einer Romanenwelt — mag sie immer als ein angenehmes, gelehriges Wesen betrachten; sicher aber wird er sich nicht entschliessen, aus bloßer Neigung *eine ganze Familie* zu heyrathen, so lange er noch unter vielen andern niedlichen Geschöpfen wählen kann. Was muss nun aus ihr werden? Entweder wirft sie sich einem niedrigen Glücksjäger in die Arme, der sie unglücklich macht und ihre Kinder um ihr väterliches Erbtheil bringt: oder sie wird ein Opfer von Unmuth und blinder Zärtlichkeit. Im Gefühl ihrer Unfähigkeit auf die Bildung ihrer Söhne durch den Eindruck einer Achtung zu wirken, die sie auch wirklich verdienen müßte, um ihnen dieselbe einzuflößen — denn es ist mehr als Wortspiel, wenn man sagt, daß Menschen, selbst auf sehr bedeutenden Posten, doch nie geachtet werden, wenn sie nicht wirklich achtungswürdig sind — schmachtet sie ihre Tage in fruchtloser Aengstlichkeit und

und vergeblicher Reue dahin. Ein quälender Wurm nagt an ihrem Herzen und die Thorheiten einer sorglos verbrachten Jugend bringen sie mit Kummer, und leider oft auch mit Dürftigkeit, in das Grab.

Dieses Gemälde ist so wenig überladen, daß ich vielmehr glaube, man werde einen solchen Fall sehr wahrscheinlich finden: ja ich bin überzeugt, daß einem jeden aufmerksamen Beobachter Belege dazu einfallen werden.

Ich nahm überdies dabey noch an, daß es einem solchen weiblichen Geschöpfe nicht an gutem Willen fehle; obgleich, aller Erfahrung zufolge, der Zufall einen Blinden eben so leicht in einen Graben, als auf die Heerstrasse führen kann. Allein, wenn man mit großer Wahrscheinlichkeit voraussetzen darf, daß ein Wesen, welches man nur lehrte, wie es gefallen sollte, auch itzt noch seine höchste Glückseligkeit im Gefallen finden muß — welch ein Beyspiel von Thorheit, ich will nicht sagen Laster, wird eine solche Mutter nicht ihren unschuldigen Töch-

Töchtern seyn! — Nein, sie ist gar nicht Mutter mehr — sie ist bloß Coquette! Statt an ihren Töchtern sich Freundinnen zu erwerben, kann sie in denselben nur Nebenbuhlerinnen sehen — Nebenbuhlerinnen, die ihrem mißtrauischen Blicke fürchterlicher als jede andre sind, weil sie immer auf eine ihr nachtheilige Vergleichung führen, und am Ende allemal ein Weib von dem Throne der Schönheit vertreiben müssen, das sich nie nach einem Sitze auf dem Stuhl der Vernunft umgesehen hat!

Es bedarf weder sehr lebhafter Farben, noch einer Ueberladung des Gemäldes, um alles das häusliche Elend und die kleinlichen Thorheiten, die eine solche Vorsteherin in einer Familie verbreitet, darzustellen. Bey dem allen verfährt sie gleichwohl nur so, wie ein Weib verfahren muß, das nach dem System Rousseau's erzogen worden ist. Nie wird man ihr den Vorwurf machen dürfen, daß sie ins Gebiete der Männer streife oder daß sie ihren Wirkungskreis überschreite: ja sie kann dabey, einer andern gar wichtigen Vorschrift

schrift jenes Schriftstellers zufolge, ihren guten Namen auf das sorgfältigste von jedem Flecken (einer bösen Nachrede) rein erhalten und daher für eine in hohem Grade gute Frau gelten. Worin mag wohl aber diese Güte liegen? Es ist wahr, sie enthält sich, ohne daß es ihr viel Ueberwindung kostet, aller groben Verbrechen; allein, die Frage ist: wie erfüllt sie ihre Pflichten? — Pflichten! ja, fürwahr, sie hat damit schon genug zu thun, wie sie ihren Körper heraus putzen und in einem kränkenden Zustande erhalten will!

In Hinsicht auf Religion nimmt sie sich nie heraus, für sich zu urtheilen: nein, sie unterwirft sich, wie es ein so abhängiges Geschöpf thun muß, in dem frommen Glauben, daß klügere Köpfe als der ihrige diese Angelegenheit schon aufs Reine gebracht hätten, den Gebräuchen der Kirche, in welcher sie erzogen ist: jedem Zweifel zu entsagen ist für sie der Gipfel der Vollkommenheit! Sie bringt demnach ihren Zehnten in Münze und in Kümmel — und dan-

danket Gott, daß sie nicht ist, wie andre Weiber. Das sind die gesegneten Folgen einer guten Erziehung! das die Tugenden der Gehülfin des Mannes! *)

Doch ich kann bey einem Bilde, das mich traurig macht, nicht länger verweilen: um mich

*) „O wie liebenswürdig“, ruft Rousseau irgendwo aus, wo er von seiner Sophie spricht, „wie liebenswürdig ist ihre Unwissenheit! Glückliche, wer dazu bestimmt ist, sie zu unterrichten! Nie wird es ihr einfallen, den Hofmeister über ihren Mann spielen zu wollen; nein, sie wird sich vielmehr glücklich schätzen, seine Schülerin zu seyn. Weit entfernt, ihrem Gatten ihren Geschmack und ihre Lieblingsneigungen aufzudringen, wird sie sich vielmehr die feinen zu eigen machen. So wird sie ihm viel werther seyn, als wenn sie noch so gelehrt wäre: denn nun kann er das Vergnügen haben, sie Alles zu lehren.“

Rousseau's Emile.

Ich will hierbey nur die Frage aufwerfen: wie zwischen diesem Lehrer und seiner Schülerin noch Freundschaft fortdauern kann, wenn die Liebe verschwunden ist?

Zusatz der Verfasserin.

mich wieder aufzuheitern, gehe ich zur Zeichnung eines andern Gemäldes über.

Stellen wir uns jetzt einmal ein Mädchen von ganz gewöhnlichem Verstande vor — ich nehme in solchen Fällen gern die Mittelmässigkeit zum Maassstabe an —; aber ihre Gefundheit sey durch Bewegung und Ausbildung des Körpers zu der erforderlichen Stärke, und dieser eben dadurch zu seiner vollen Kraft gediehen: ihre Seele sey dabey durch stufenweise Entwicklung dergestalt erweitert worden, dass sie ihre sittlichen Pflichten aus Gründen begriffen hat und dass sie weiss, worin menschliche Tugend und Würde besteht.

Gebildet durch gewissenhafte Erfüllung einer jeden Pflicht des Postens, auf welchem sie bisher stand, tritt sie nun in einen neuen ein: sie wählt einen Gatten nach Neigung, ohne dabey die Klugheit aus dem Gesichte zu verlieren. Bey ihren schon im voraus berichtigten Begriffen über wahres eheliches Glück wird es ihr leicht, sich die Achtung ihres Mannes weit früher zu sichern, als es
noth-

nothwendig werden kann, niedrige Künste spielen zu lassen, um ihm noch zu gefallen und eine sterbende Flamme anzufachen, welche die Natur selbst zum Verlöschen verurtheilt hat, so bald vertrautere Bekanntschaft entsteht, so bald Freundschaft und sanftes Wohlwollen an die Stelle einer glühendern Zärtlichkeit treten. — So stirbt die Liebe eines natürlichen Todes, ohne daß dabey der häusliche Friede durch Kämpfe, die ihren Abschied hindern wollten, unterbrochen würde. Ich setze überdies voraus, daß auch ihr Gatte ein rechtschaffener Mann ist: ist er das nicht — nun, dann kann sie eigne, unabhängige Grundsätze vollends gar nicht entbehren.

Doch, das Schicksal löst dieses Band. — Sie ist jetzt Wittwe, ohne vielleicht sich hinreichend versorgt zu wissen. Sie fühlt natürlich den Schlag; muthlos aber wird sie nicht! So bald die Zeit einigermaassen ihren Schmerz zur schwermüthigen Ergebung herabgestimmt hat, kehrt ihr Herz mit verdoppelter Zärtlichkeit zu ihren Kindern zurück: ihr ange-

legendlichster Wunsch ist, sie gebildet und versorgt zu sehen, und dieser Mutterinn drückt allem, was sie für dieselben thut, ein heiliges, heroisches Gepräge auf. Sie weiß, daß ihre redlichen Bemühungen dem Auge Dessen nicht verborgen sind, von dem sie jetzt ihr ganzes Glück erwartet und dessen Beyfall Seligkeit ist: ja, ihre Phantasie, durch Leiden zu einem höhern Flug begeistert, hat sich der süßen Hoffnung schon vertraut, daß selbst die Augen, die ihre zitternde Hand zudrückte, noch auf sie herabblicken und sehen, wie sie jeden Unmuth und jede Leidenschaft bekämpft, um doppelte Pflichten zu erfüllen; um ihren Kindern jetzt auch so Vater zu seyn, wie sie ihnen immer Mutter war. Durch Unglück zu Heldenmuth erhoben, hat sie Entschlossenheit genug, den ersten schwachen Funken einer an sich natürlichen Neigung, noch ehe er in Liebe auflodern könnte, zu ersticken, und in der Blüthe ihrer Jahre ihr Geschlecht zu vergessen — zu vergessen des Reizes einer erwachenden Leidenschaft, die sie leicht von neuem einflößen

flößen und erwiedern könnte! Von nun an thut sie ganz Verzicht darauf, zu gefallen, und das Bewußtseyn ihrer Würde sichert sie selbst gegen jeden eiteln Stolz auf ein Lob, das ihrem Betragen gebührt. Ihre Kinder besitzen ihre ganze Liebe: — und ihre glänzenden Hoffnungen sucht sie jenseit des Grabes in einer Zukunft, in die sich ihre Phantasie sehr oft verliert.

Mich dünkt, ich sehe sie, im Kreise ihrer Kinder, wie sie den Lohn ihrer Mühe erndet. Das Auge des Allsehenden schaut auf ihre Lieben: Gesundheit und Unschuld lächeln auf ihren vollen Wangen, und in demselben Verhältnisse, wie sie größer werden, weiß ihre achtsame Erkenntlichkeit die Sorgen ihrer Wohlthäterin immer mehr zu lindern. Sie lebt nur noch für den Genuß der verdienten Freude, zu sehen, wie ihre Kinder die Tugenden, die sie auf Grundsätze gebaut, ihrem Herzen einprägte, wirklich ausüben, wie die Erfüllung ihrer Pflicht ihnen Bedürfnis geworden ist, wie sie Beweise einer Seelenstärke geben, die ihr hinlänglich Bürge ist, daß

sie auch im Unglück dem Beyspiel ihrer Mutter treu bleiben werden.

Hat sie so das Tagwerk ihres Lebens vollbracht — dann kann sie mit Ruhe dem Todeschlummer entgegensehen, und, wann sie aus dem Grabe aufsteht, sagen: „Siehe, Herr, du gabst mir Ein Talent, und hier sind fünf Talente.“

Ich will versuchen, das, was ich bisher gesagt habe, in wenige Worte zusammen zu fassen: denn ich werfe hier meinen Handschuh hin, und leugne das Daseyn besonderer, dem weiblichen Geschlechte ausschliesslich eigner Tugenden, selbst die Sittsamkeit nicht ausgenommen, geradezu ab. Die Wahrheit muss, wenn ich von dem Sinne dieses Worts irgend etwas begreife, für Mann und Weib durchaus dieselbe seyn. So bald man aber jenen wunderlichen weiblichen Charakter, den Dichter und Romanenschreiber uns so reizend ausmalen, geltenlässt; so muss man Wahrheit und Aufrichtigkeit unvermeidlich aufopfern, wobey die

Tu-

Tugend nur ein schwankender Begriff wird, der sich nun auf weiter nichts als auf Nützlichkeit gründet: und selbst über diese Nützlichkeit maassen sich die Männer noch einer willkührlichen Entscheidung an und dürfen sie nach ihrem Gutdünken bestimmen.

Ich gebe zu, dafs den Weibern sehr verschiedene Pflichten obliegen können, immer sind es aber *menschliche* Pflichten, und die Grundsätze, auf denen ihre Verbindlichkeit beruht, müssen, dabey bleibe ich, dieselben seyn.

Um Achtung zu verdienen, wird auch bey Frauenzimmern Ausbildung des Verstandes erfordert: eine andre Grundlage für Unabhängigkeit des Charakters giebt es nicht. Auch sie müssen, um es deutlicher zu sagen, nur die Ausprüche der Vernunft anerkennen und dürfen nicht länger *bescheidene* Sklavinnen des Herkommens seyn.

Wie geht es zu, dafs wir in den höhern Ständen so selten Männer von höhern Talenten, ja selbst nur von gewöhnlicher Geschicklichkeit antreffen? Mir ist die Ursache

davon sehr begreiflich: die Leute werden schon in einem unnatürlichen Zustande geboren. Der Charakter eines Menschen bildet sich jedesmal durch die Geschäfte, die der ganze Stand, zu dem er gehört, betreiben muß, oder die ihm auch für seine Person eigen sind: wenn sein Verstand nicht durch Bedürfnis geschärft wird, so bleibt er immer stumpf. Man kann dieses Raisonnement sehr gut auf die Weiber anwenden. Auch sie findet man nur selten mit ernsthaften Dingen beschäftigt, und das Jagen nach Vergnügen giebt auch ihrem Charakter das Unbedeutende, was den Umgang der *Grossen* so unschmackhaft macht. Derselbe Mangel an Festigkeit, der in beyden aus einerley Quelle entspringt, zwingt jene, so wie diese, vor sich selbst zu fliehen und bey lärmenden Freuden und erkünstelten Leidenschaften so lange Zuflucht zu suchen, bis Eitelkeit jede gesellige Empfindung verdrängt hat und vom Gepräge der Menschlichkeit kaum noch Etwas zu erkennen ist. Das sind die schönen Früchte unsrer bürgerlichen Verfassungen, wie sie

ge-

gegenwärtig eingerichtet sind! Luxus der Großen und Weichlichkeit der Weiber fließen beyde aus derselben Quelle und wirken in gleichem Maasse zur Herabwürdigung des Menschengeschlechts. Laßt dieß nicht ferner also seyn! Erkennt die Weiber für vernünftige Geschöpfe an und muntert sie auf, sich Tugenden zu erwerben, die sie mit Recht als die ihrigen betrachten dürfen. Denn wie könnte wohl ein vernünftiges Wesen durch andre Vorzüge, als solche, die es durch *eigne Kraft* errungen hat, wahren Adel erlangen?



Viertes Kapitel.

Bemerkungen über den Zustand der Erniedrigung, in welchen das weibliche Geschlecht durch mancherley Ursachen herabgesunken ist.

Das Weib ist entweder von Natur schon schwach, oder es hat durch manche zusammen treffende Umstände von seinem ursprünglichen Werthe verloren — so viel ist, dünkt mich, klar genug. Mit diesem Satze will ich ohne weitere Prüfung ein Urtheil verbinden, das ich hier und da vernünftige Männer, dem Aristokratismus zu Gunsten, habe fallen hören. Der grofse Haufe der Menschen, sagen sie, darf nie zu einiger Bedeutung gelangen; sonst würden die lenksamen Sklaven, die sich jetzt so geduldig einkerkern lassen, ihre Kraft und ihren Werth fühlen und

und ihre Ketten von sich werfen. Ueberall, so fahren sie weiter fort, überall sieht man, wie die Menschen sich unter ein drückendes Joch schmiegen, da sie doch nur ihre Häupter erheben dürften, um es von sich weg zu schleudern: aber nein, statt die angeborenen Rechte der Menschheit geltend zu machen, lecken sie lieber ruhig den Staub und sagen: „laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir nicht mehr!“ So sind nun auch die Weiber — nach Analogie zu schliessen — durch denselben Hang zu augenblicklichem Genuße, von ihrer Würde so weit herabgesunken, daß sie nun selbst jene Freyheit verachten können, für welche zu kämpfen sie nicht mehr Kraft genug besitzen. Doch, ich muß mich deutlicher erklären.

In Hinsicht auf die Ausbildung des Herzens ist man völlig einverstanden, daß hier der Unterschied des Geschlechts nicht in Betracht komme; nur, was die Geisteskräfte angeht, maaszt man sich an, uns unter eine vorgezeichnete Linie herabzusetzen, die wir

nie überschreiten sollen. *) Nur im Reiche der Liebe sind wir unumschränkte Gebieterinnen; der Antheil von Vernunftmäßigkeit aber, den man uns zugesteht, ist fürwahr sehr kärglich abgemessen: denn da man uns Ge-
nie

*) Auf welche Widersprüche verfallen doch die Menschen, so bald sie ohne Grundsätze räsonniren! Wie oft hat man nicht die Weiber, die schwachen Weiber, mit Engeln verglichen? Und doch, sollte man denken, eine Klasse von Wesen, die eine Stufe höher als der Mensch steht, müßte auch mehr Verstand als dieser besitzen; oder, worin anders dürfte man ihren Vorzug suchen? — Ohne Ironie! Auch dann übertreibt man, wenn man ihnen mehr Herzensgüte, mehr Frömmigkeit und mehr Wohlwollen, als den Männern, beylegt. So galant man diesen Satz auch immer vortragen mag, so kann ich doch nicht umhin, die Thatfache selbst, auf die man ihn gründet, zu bezweifeln; oder man müßte Unwissenheit für die Mutter der Andacht gelten lassen. Denn ich bin fest überzeugt, daß in der Regel, die Tugend eines Menschen in gleicherem Verhältnisse zu seinen Einsichten steht, als man insgemein glaubt.

Anm. der Verfasserin.

nie und Urtheilskraft abspricht, so läßt sich kaum errathen, was uns noch vom Vernunftcharakter übrig bleibt.

Die Keime unsrer Unsterblichkeit, wenn ich so sagen darf, liegen in der Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Vernunft. Denn würde der Mensch vollkommen geboren, oder dränge mit dem Zeitpunkte seiner Reife zugleich ein Strom von Wissenschaft in ihn, der jeden Irrthum ausschlösse; so müßte mir sein Daseyn nach der Auflösung seines Körpers immer zweifelhaft bleiben. Bey der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge aber, ist jede Schwierigkeit in der Sittenlehre, die der menschlichen Forschung ent schlüpft und den Tiefsinn des Denkers so gut als den Feuerblick des Genies entwaffnet, für mich nur ein Grund mehr, auf den ich meinen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele gründe. Die Vernunft ist demnach weiter nichts als Verbesserungsfähigkeit: oder, genauer zu reden, die Fähigkeit, immer tiefer in die Wahrheit einzudringen. Ein jedes Individuum ist in dieser Hinsicht
eine

eine Welt für sich. Zwar kann sich dieser Vorzug in dem einen deutlicher und stärker als in dem andern zu Tage legen; aber seiner Natur nach muß er in allen derselbe seyn, wenn er ein Ausfluß der Gottheit, wenn er das Band ist, das das Geschöpf mit dem Schöpfer verbindet. Denn wie könnte eine Seele noch das Bild ihres himmlischen Urhebers tragen, welche nicht durch die Ausbildung ihrer eignen Vernunft vervollkommnet würde?*) — Gleichwohl gesteht man der Seele des Weibes, die man nur äußerlich mit mühsamer Sorgfalt schmückt und zum Vergnügen des Mannes dergestalt aufputzt, „dafs er mit Ehren lieben kann“**) — der Seele des Weibes, sage ich, gesteht man doch nicht diesen Vor-

*) „Die Thiere,“ sagt Lord Monboddo, „bleiben in dem Zustande, in den sie die Natur gesetzt hat; die Fälle ausgenommen, wo die Kultur, die wir ihnen geben, ihre natürlichen Triebe zu einer höhern Stufe erhebt.“

A. d. Vf.

**) Man sehe Milton. A. d. Vf.

Vorzug zu. Immer stellt man zwischen sie und die Vernunft den Mann, und macht es ihr zur obersten Pflicht, sich einzig und allein an ihn zu halten und Alles, was Er sagt, auf Treu und Glauben anzunehmen.

Doch lassen wir einmal jene erträumten Theorien fahren, und betrachten das Weib, statt sie für einen Theil des Mannes anzusehen, lieber als ein für sich bestehendes Ganze, das übrigens seyn mag, was es will; so ist die Frage: hat sie Vernunft oder nicht? Hat sie Vernunft — was ich auf einen Augenblick als zugestanden annehme — so ist sie nicht einzig und allein zur Aufheiterung des Mannes geschaffen und der weibliche Charakter darf den menschlichen nie verwischen.

Zu jenen Fehlschlüssen ward man wahrscheinlich durch den Umstand verleitet, daß die Erziehung bisher gewöhnlich aus einem falschen Gesichtspunkte angesehen, und nicht als der erste Schritt zur Bildung eines nach
und

und nach der Vollkommenheit*) sich annähernden Wesens, sondern bloß als Vorbereitung für dieses Leben betrachtet wurde. Auf diesen sinnlichen Irrthum — anders kann ich es nicht nennen — hat man das falsche System der weiblichen Ausbildung gegründet, das ein ganzes Geschlecht seiner Würde beraubt und die Blonden und Braunen mit den lächelnden Blumen, die bloß die Erde schmücken, in Eine Klasse stellt. Immer haben die Männer diese Sprache geführt, und die Beforgnis sich von einem vermeynten weiblichen Charakter zu entfernen, hat selbst Weiber von vorzüglichem Talent verleitet, in dieselbe einzustimmen.**)

So hat man den Verstand im strengen Sinne des Worts, dem Weibe

*) Das Wort ist nicht das rechte, aber ich kann jetzt kein besseres finden. *A. d. Vf.*

**) „Vergnügen ist der niedern Klassen Loos;
„Dem Menschen nur ward Tugend, Ruhm
beschieden.“

Wie konnte Madame *Barbault* nach diesen Zeilen folgende unwürdige Vergleichung anstellen?

Verse

Weibe ganz abgesprochen, und einen zu
Schlauheit und Verschlagenheit sublimirten In-
stinkt für die Bedürfnisse des Lebens ge-
geben.

Das

Verse an ein Frauenzimmer

bey Ueberreichung eines gemalten Blumenstraußes.

„Lafs, Schöne, Blumen mich zum Opfer
niederlegen;

In ihnen lächle Dir ein früh'rer Lenz entgegen.
Geschmückt mit Zartheit, Mild' und Freund-
lichkeit dazu,

Sind sie der Unschuld Bild, der Schönheit Bild
— wie Du.

Der Charitinnen Haar darf sich mit Blumen
schmücken;

Ein Blumenkranz erhöht der Liebenden Ent-
zücken.

Ja, Blumen — einz'ger Prunk der einfachen
Natur —

Entsprofsen Eden schon auf unschuldsvoller
Flur.

Zu saurem Dienste ward der starke Baum er-
sehen;

Der Eiche schirmend Dach soll Stürmen wider-
stehen.

Die

Das Vermögen, Ideen zu verallgemeinern
und aus einzelnen Beobachtungen umfassen-
de Schlüsse zu ziehen, bleibt für ein unsterb-
liches Wesen der einzige Vorzug, der wirk-
lich

Die zähe Eibe hemmt mit Macht des Feindes
Lauf; †)

Die schlanke Tanne schießt für künft'ge Flot-
ten auf.

Nur zarte Pflanzen blühen, stets unbekannt mit
Sorgen,

Bestimmt zur Freude heut, bestimmt zur Freu-
de morgen.

Sie ohne Mühe froh, und reizend ohne Kunst,
Gewinnen jeden Sinn und aller Herzen Gunst.
Gesteh' es, Schöne, frey: sie gleichen Dir vor
allen;

Auch Deine schönste Macht, o Freundin, bleibt
— gefallen!

So sagen uns zwar die Männer; allein die Tugend
kann nur durch *sauere* Mühe und heilsamen Kampf
mit den Sorgen der Welt errungen werden.

Zusatz der Verfasserin.

†) *Anm.* Die Bogen, von denen man in England
noch späterhin, als in Deutschland, im Kriege Ge-
brauch machte, wurden aus einer Art *Taxus* oder
Eibenbaum gefertigt.

lich den Namen von Wissenschaft verdient. Ein bloßes Beobachten, bey dem man um die Erklärung jeder Sache unbekümmert ist, mag allenfalls (obgleich immer nur unvollständig) wie der gemeine Menschenverstand in den gewöhnlichen Vorfällen dieses Lebens seine Dienste thun; allein, wo bleibt der Vorrath für die künftigen Bedürfnisse, aus dem die Seele ihre Nahrung ziehen muß, sobald sie ihren Körper verlassen hat?

Dieses Vermögen soll nicht nur den Frauenzimmern verfaßt seyn, sondern man behauptet selbst in Schriften aufs nachdrücklichste, daß sich dasselbe, wenige Ausnahmen abgerechnet, mit dem Charakter ihres Geschlechts durchaus nicht vertrage. Laßt die Männer dieses beweisen, und ich gebe sogleich zu, daß das Weib bloß um des Mannes willen da ist! — Indessen muß ich vorläufig bemerken, daß man das Abstractionsvermögen, wenn von einem beträchtlichen Grade die Rede ist, eben nicht sehr häufig, weder unter Männern noch unter Weibern suchen darf. Und doch beruht gerade auf

N

die-

dieser Uebung die wahre Ausbildung des Verstandes; aber es trifft auch gerade Alles zusammen, um diese Ausbildung in der weiblichen Welt bey weitem mehr, als in der männlichen, zu erschweren.

Diese Behauptung führt mich sehr natürlich zu dem Hauptgegenstande des gegenwärtigen Kapitels. Ich will nämlich jetzt versuchen, einige von den Ursachen, welche die Weiber herabsetzen und Schuld sind, daß sie ihre Beobachtungen nicht unter allgemeine Gesichtspunkte bringen, bemerklich zu machen.

Ich gehe nicht auf die entfernten Jahrbücher der Vorwelt zurück, um in denselben die Geschichte des Weibes zu verfolgen: es genügt mir hier an dem Geständnisse, daß es jederzeit entweder Sklave oder Tyrann gewesen ist; womit ich die Bemerkung sogleich verbinde, daß eine jede dieser beyden Lagen den Fortschritt der Vernunft in gleichem Grade hemmt. Die Hauptquelle weiblicher Thor-

Thorheiten und Laster ist, meiner Meynung nach, in der Beschränktheit des Geistes zu suchen; aber schon die Einrichtung unsrer Staatsverfassungen stellt der Ausbildung des weiblichen Verstandes unübersteigliche Hindernisse entgegen — und doch giebt es für die Tugend keinen andern festen Grund als diesen! Ganz dieselben Hindernisse stellen sich den Reichen in den Weg, und man sieht bey ihnen ganz dieselben Folgen!

Die Noth, sagt man im Sprüchwort, ist die Mutter der Erfindungen; man kann den Satz auch auf die Tugend übertragen. Sie ist ein Vorzug, der allemal durch Mühe erworben, ein Vorzug, dem manches Vergnügen erst aufgeopfert werden muß — und wer entschliesst sich wohl ein ihm nahe liegendes Vergnügen aufzuopfern, wenn seine Seele nicht schon durch Widerwärtigkeit erweitert und gestärkt ist, wenn nicht irgend ein Bedürfniss seinen Trieb nach reifern Einsichten zur vollen Thätigkeit gespornt hat? — Glücklich die Menschen, die mit den Beschwerden dieses Lebens zu kämpfen haben:

denn diese Kämpfe bewahren sie vor der Gefahr, bloß aus Unthätigkeit zu entkräftenden Lastern herabzufinken! Müßen hingegen Männer und Weiber schon von ihrer Wiege an in einer heißen Zone leben, wo die Mittagssonne des Vergnügens senkrecht auf sie fällt; wie läßt sich da von ihnen so viel Anstrengung des Geistes erwarten, als erforderlich ist, die Pflichten des Lebens zu erfüllen, ja nur an solchen Neigungen und Bestrebungen Geschmack zu finden, die sie über ihr Ich hinausführen?

Vergnügen ist, nach den gegenwärtigen Verhältnissen der Gesellschaft, das Hauptgeschäft in dem Leben der Frauenzimmer: und, so lange das so bleibt, kann man nur sehr wenig von solchen schwachen Wesen erwarten. Weil der Schönheit unumschränkte Macht in ununterbrochener Folge vom *ersten schönen Fehler der Natur* auch auf sie vererbt ist; so haben sie, um diese Gewalt zu behaupten, auf die natürlichen Rechte, welche ihnen die Ausbildung ihrer Vernunft verschaffen könnte, Verzicht gethan, und wollen

len lieber eine kleine Weile Königinnen seyn, als nach den mässigen Freuden, welche die Gleichheit gewährt, streben.

Durch ihre Niedrigkeit erhoben (die Worte klingen nur widersprechend) maassen sie sich an, als Weiber eine ewige Huldigung zu verlangen; und doch müßte die Erfahrung sie lehren, daß gerade die Männer, die sich's zum Ruhme anrechnen, ihrem Geschlechte diese unbeschränkte, empörende Verehrung mit gewissenhafter Pünktlichkeit zu erweisen, am meisten dazu aufgelegt sind, eben die Schwäche, die sie selbst so sehr befördern helfen, zu tyrannisiren und zu verachten! Oft wiederholen sie das Urtheil von *Hume*, wo dieser Philosoph bey Vergleichung des Charakters der Franzosen und der Athener auch der Weiber mit gedenkt. „Was noch sonderbarer an dieser wunderlichen Nation „ist“ (sagt er von den Franzosen zu den Athenern) „ist dieß, daß ein lustiger Spas, „der bey euch während der Saturnalien getrieben wird, da nämlich die Herren ihre „Sklaven bedienen, bey diesen Leuten im

„Ernste das ganze Jahr, ja wohl ihr ganzes
„Leben hindurch fortdauert: wobey Umstän-
„de eintreten, die das Widersinnige und Lä-
„cherliche der Sache noch vermehren. Ihr
„erhebt nur, um euch einen Spafs zu machen,
„auf einige wenige Tage solche Menschen, die
„das *Glück* erniedrigt hat, und die Es auch ein-
„mal zu Seinem Spafse, wirklich auf immer
„über euch erheben kann. Aber die Bewohner
„dieses Landes verschwenden die auffallend-
„sten Vorzüge an Wesen, welche die *Natur*
„unter sie herab gesetzt hat und deren Nie-
„drigheit und Schwächen durchaus unheilbar
„sind. — Die Weiber, so wenig Kraft und
„Tugend auch in denselben ist, sind ihre Her-
„ren und Gebieter!“

Ach, warum — ich sage es mit der theil-
nehmendsten Bekümmerniß — warum sind
die Weiber doch so schwach, selbst von Un-
bekannten einen Grad von Aufmerksamkeit
und Verehrung anzunehmen, der sich so ganz
von jener gegenseitigen Höflichkeit unter-
scheidet, welche Menschlichkeit und gefellige
Kultur zwischen Mann und Mann eingeführt
ha-

haben? Warum wollen sie, so lange „die Macht ihrer Schönheit auf der Mittagshöhe steht,“ gar nicht sehen, daß man ihnen nur deswegen wie Königinnen huldigt, um sie durch leere Ehrfurchtsbezeugungen so lange zu täuschen, bis sie ihre natürlichen Rechte ganz aufgeben müssen — oder gar nicht mehr dazu gelangen können? Gleich dem befiederten Geschlechte in Käfige verschlossen, haben sie weiter nichts zu thun, als sich zu putzen und mit lächerlicher Majestät von Stange zu Stange zu schreiten. Es ist wahr, man versorgt sie reichlich mit Nahrung und Kleidung, wofür sie weder zu arbeiten noch zu spinnen brauchen; allein dafür werden Gesundheit, Freyheit und Tugend| hingegeben! — Doch, wie dürfte man auch unter Menschen eine Seele suchen, die Stärke genug hätte, auf jene äußern, zufälligen Vortheile Verzicht zu thun; eine Seele, die den Muth befäße, sich mit der stillen Würde der Vernunft über Vorurtheile zu erheben und nur in den innern, bleibenden Vorrechten der Menschheit ihren ganzen Stolz zu finden? Umsonst ist es, so etwas

zu erwarten, so lange erbliche Gewalt jede Empfindung des Wohlwollens erstickt und die Vernunft in ihrem Keim zerstört.

So hat denn der Männer Leidenschaft die Weiber auf Throne gesetzt, und bis dahin, wo einmal die Menschen vernünftiger werden möchten, muß man sehr fürchten, daß die Weiber sich gerade die Gewalt, die ihnen die geringste Anstrengung kostet und am wenigsten bestritten wird, zu Nutze machen werden. Bis dahin werden sie lächeln — ja, sie werden lächeln, so oft man ihnen auch zurufen mag:

„Im Reich der Schönheit ist kein Mittelweg —

„Ein Weib ist Sklavin oder Königin,

„Und Spott ihr Loos, wo man sie nicht verehrt.“

Die Verehrung geht aber voran, und der Spott kommt hinterher.

Ludwig der Vierzehnte trug ganz vorzüglich dazu bey, erkünstelte Sitten zu verbreiten, weil er, auf eine sehr anlockende Weise, die ganze Nation in seinen Netzen zu fangen wußte. Er flocht ein äußerst künstliches Ge-

Gewebe von Despotismus zusammen, und verstand sich meisterlich darauf, die Ehrfurcht gegen seine Würde und die Erhaltung seiner Macht zum eigenthümlichen Interesse eines Jeden, auch des Niedrigsten im Volke zu machen. Und so gelangten unter seiner Regierung auch die Weiber, denen er durch eine kindische Achtung gegen das ganze Geschlecht schmeichelte, zu jener fürstlichen Huldigung, die für Vernunft und Tugend so gefährlich ist.

Ein König bleibt immer König — und ein Weib bleibt immer Weib.*) Der Glanz des Einen und das Geschlecht der Andern hindern beyde gleich sehr, zu einer vernünftigen Unterhaltung zu kommen. Ich gebe gerne zu, im Umgange mit dem Geliebten

N 5

*) Und ein Witzling bleibt immer ein Witzling; könnte man hinzusetzen: denn die eiteln Künste, welche Witzlinge und Schönheiten zu spielen pflegen, um Aufmerksamkeit zu erregen, und um Eroberungen zu machen, laufen ziemlich auf Eins hinaus.

Ann. d. Verf.

kann das Weib immer Weib seyn: sehr natürlich muß ihre Empfindsamkeit sie auf den Versuch hinführen, Eindruck auf ihn zu machen, nicht um ihre Eitelkeit, nein, um ihr Herz zu befriedigen. Es sey fern von mir, das für Gefallsucht erklären zu wollen, was reiner, ungekünstelter Trieb der Natur ist: ich eifere nur gegen weibliche Eroberungssucht, mit welcher das Herz nichts zu thun hat.

Diese Sucht ist indeffen nicht bloß den Weibern eigen. „Ich habe mir alle Mühe gegeben“ sagt Lord *Chesterfield*, „das Herz von mehr als zwanzig Mädchen zu gewinnen, für deren Person ich keine taube Nuss gegeben hätte.“ — Fürwahr, der Wüßling, der, in einem Anfall von Leidenschaft, von treuherziger Zärtlichkeit Vorthail zieht, ist noch ein Heiliger, wenn man ihn mit so einem kaltherzigen Schurken vergleicht — ich nenne jede Sache gern mit ihrem rechten Namen. Doch die Weiber lehrt man ja bloß wie sie gefallen sollen; Gefallen ist daher allemal ihr höchster Stolz, auf den ihr ganzes Streben gerichtet ist: mit wahrem
Hel-

Heldenmuthe gehn sie darauf aus, nur immer Herzen zu erobern, bloß um dieselben wieder aufzugeben oder von sich wegzustoßen, so bald der Sieg entschieden und anerkannt ist.

Es thut mir sehr leid, die Weiber so recht methodisch dadurch erniedrigt zu sehen, daß sie jene elenden Beweise von Aufmerksamkeit annehmen, welche die Männer als Männer ihrem Geschlechte schuldig zu seyn glauben, wodurch sie aber, wenn man die Sache genau ansieht, gerade ihre eigne Ueberlegenheit auf die empörendste Art geltend machen. Vor einem Untergebenen sich zur Erde beugen, kann nicht Herablassung heißen. In der That, dieß ganze Ceremoniel kömmt mir so possenhafte vor, daß ich mich kaum halten kann, wenn ich eine Mannsperson mit brennender Begierde auffahren und mit der ängstlichsten Geschäftigkeit rennen sehe, ein Schnupftuch hinzureichen oder eine Thür aufzumachen, was die *Dame* sehr bequemer selbst hätte thun können.

Ein

Ein rascher Wunsch drängt sich mir hier aus dem Herzen zum Kopfe: ich kann ihn nicht unterdrücken, sollte er auch ein lautes Gelächter erregen. — Ich wünsche im Ernste die unterscheidenden Vorzüge, die man unserm Geschlechte im Umgange zugesteht, in allen Fällen, wo nicht Liebe im Spiel ist, aufgehoben zu sehen. Denn ich bin fest überzeugt, daß gerade in diesen Vorzügen der Grund von jener Charakterschwäche liegt, deren man die Weiber beschuldigt, und daß es gerade diesen Vorzügen zuzuschreiben ist, wenn die Weiber ihren Verstand vernachlässigen, indess sie äussere Talente mit dem geschäftigsten Eifer betreiben. Eben daraus erklärt sich auch der Umstand, daß sie insgemein den anmuthigen und gefälligen Tugenden vor den heroischen den Vorzug geben.

Jeder Mensch, er sey wer er wolle, wünscht doch immer irgend eines Vorzugs wegen geliebt und geachtet zu werden; und der grosse Haufe wird immer den nächsten Weg zur Befriedigung seiner Wünsche wählen. Nun ist aber die Achtung, die man dem
Reich-

Reichthum und der Schönheit erweist, die sicherste und unbestrittenste; sie wird folglich jederzeit das gemeine Auge gewöhnlicher Seelen auf sich ziehen. Es gehören durchaus Talente und Verdienst dazu, wenn Männer aus dem Mittelstande sich heben sollen: die natürliche Folge davon ist bekanntlich diese, daß man in dem Mittelstande noch am meisten Verdienst und Talente findet. So haben denn die Männer, doch wenigstens in Einem Stande noch Veranlassung, ihre Fähigkeiten mit Würde thätig werden zu lassen, und durch Kraftäusserungen, die vernünftige Wesen wirklich veredeln, sich emporzuschwingen. Mit den Weibern nicht also; sie sind alle, bis zur völligen Ausbildung ihres Charakters, ganz in der Lage, in welcher sich die Reichen befinden. Denn sie werden schon (ich spreche jetzt vom Stande der Kultur) mit gewissen Vorrechten geboren, die man ihrem Geschlechte ausschliesslich zueignet; und so lange man ihnen diese so ganz umsonst zugesteht, werden immer nur wenige darauf denken, ein Uebrigendes zu thun

thun und sich die Achtung einer kleinen Anzahl von edlern Menschen zu verdienen.

Wann hört man wohl einmal von Weibern, die sich aus der Dunkelheit hervorarbeiten und durch grofse Talente oder durch kühne Tugenden Hochachtung gebieten? wo wären die zu finden? *b)* — „Sich immer nur be-

b) Freylich ist es wahr, dafs der Ueberflufs, in welchem die Kinder der Grofsen und Reichen erzogen werden, und die übertriebene Attention, welche das männliche Geschlecht den Reizen des weiblichen bezeugt, der Ausbildung des Verstandes und Herzens sehr nachtheilig sind. Es giebt aber harte Schicksale, gegen welche weder Stand, noch Reichthum, noch Geschlecht schützen, durch welche Kräfte, die durch fehlerhafte Erziehung eingeschläfert wurden, geweckt werden, und die das wieder gut machen können, was durch jene verdorben wurde. Druck erregt, da, wo noch einige Elasticität zu finden ist, Gegendruck; und in den Tagen der Trübsal gedeihen oft Tugenden, die in den Tagen des Wohllebens, und Vergnügens dahin welkten. So wurde *Friedrich der Einzige* gebildet; so entstehen edele, grofse, Männer in den vornehmsten Ständen; so wurde manches edele, grofse Weib erzogen, dessen Nahme zwar nicht in den
Jahr-

„bemerkt, mit Dienstfeifer beobachtet, durch
 „Theilnahme, Zuvorkommen und Beyfall
 „ausgezeichnet zu sehen, das sind alle Vor-
 „züge, wornach sie streben.“ Wohl wahr!
 werden vermuthlich die Männer, die dieses
 lesen, ausrufen; indeffen muß ich ihnen, ehe
 sie weiter etwas daraus herleiten möchten,
 sagen, daß diese Stelle eigentlich und zu-
 nächst nicht die W e i b e r, sondern die R e i -
 c h e n schildern soll. In Dr. *Smith's* Theorie
 der moralischen Empfindungen steht eine all-
 gemeine Zeichnung der Großen und Rei-
 chen, die, meines Bedünkens, auch auf das
 weibliche Geschlecht ganz vortrefflich paßt.
 Ich überlasse es dem denkenden Leser, die
 ganze Vergleichung dort selbst durchzufüh-
 ren: nur eine Stelle daraus erlaube man mir
 hier einzurücken, um durch dieselbe einem
 mir sehr wichtigen Beweisgrunde, den ich
 als den einzigen entscheidenden gegen einen
 vermeynten, eignen weiblichen Charakter
 mehr recht als nöthig ist, be-
 Jahrbüchern der Menschheit glänzt, aber doch
 in der Hauschronik ihrer Familie. S.

betrachte, mehr Nachdruck zu geben. Wenn unter dem Adel niemals groſſe Männer von irgend einer Art, Krieger allein ausgenommen, aufgeſtanden ſind; kann man daraus nicht mit Grunde ſchließen, daß die locale Lage dieſes Standes den Menſchen verwifcht und dafür einen Charakter, ähnlich dem der Weiber, aufdrückt, die auch, durch die Reihe, in die man ſie geſtellt hat, durch eine gewiſſe *Courtoiſie*, ſo zu ſagen, *localiſirt* werden? Weibern, die man inſgemein Damen nennt, darf in Geſellſchaft nicht widerſprochen werden, und man verſtattet ihnen nicht die mindeſte Anſtrengung ihrer körperlichen Kraft: erwartet man ja noch Tugenden von ihnen, ſo ſind das nur die verneinenden, wie ich ſie nennen möchte, als Geduld, Lenkſamkeit, gute Laune und Geſchmeidigkeit; Tugenden, die ſich mit muthvoller Thätigkeit der Verſtandeskraft nicht vertragen. Da dieſe Damen überdieß mehr bey einander leben und ſelten ganz allein ſind; ſo ſtehen ſie mehr unter dem Einflusse von Gefühlen als von Lei denſchaften: weil Einſamkeit und Nachdenken
ſchlech-

schlechterdings dazu gehört, um bloßen Wünschen die Kraft von Leidenschaften mitzutheilen und um die Phantasie bis zu dem Grade anzuspannen, daß ihr ein Gegenstand als der größte und begehrenswürdigste erscheine. Dasselbe läßt sich nun auch von den Reichen sagen: sie werden viel zu wenig mit allgemeinen Ideen, die man nur durch unermüdetes Nachdenken und durch stille Forschungen sammeln kann, vertraut, als daß sie jene Stärke des Charakters erreichen könnten, welche die Grundlage einer jeden großen Entschliesung ist. Doch laßt uns hören, was ein scharfsichtiger Beobachter von den Großen sagt.

„Scheinen die Großen nicht zu wissen, daß sie um einen so wohlfeilen Preis die öffentliche Bewunderung erhalten können; oder bilden sie sich etwa gar ein, sie müßten dieselbe, so wie andre Leute, auch mit ihrem Schweiß und Blute erkaufen? Was sind es wohl für bedeutende Vorzüge, auf die man den jungen Edelmann hinweist, um die Würde seines Standes zu behaupten, und

O

„um

„um jenen Vorrang vor seinen Mitbürgern
„auch zu verdienen, zu dem sich seine Vor-
„fahren durch Verdienst aufschwangen? Sind
„es etwa Wissenschaft und anhaltender Fleiß,
„Standhaftigkeit und Selbstverleugnung, oder
„irgend eine andre groſſe Tugend? Nichts
„weniger, als dieſs. — Da man auf jedes
„feiner Worte, auf jede feiner Bewegungen
„ſo ſorgfältig achtet; ſo wird es ihm bald zur
„Fertigkeit, auf jeden kleinen Umſtand ſei-
„nes gewöhnlichen Benehmens ein Gewicht
„zu legen, und er giebt ſich die äußerſte
„Mühe, alle jene kleinen Pflichten mit der
„pünktlichſten Genauigkeit zu beobachten.
„Da er ſehr gut weiß, wie wenig man ihn
„aus den Augen läßt, und wie ſehr die Men-
„ſchen geneigt ſind, jedem feiner Wünſche
„zuvorzukommen; ſo handelt er überall,
„auch bey den unbedeutendſten Gelegenhei-
„ten, mit der Ungebundenheit und mit dem
„Hochgefühl, die jenes Bewußtſeyn ihm ganz
„natürlich einflößt. Sein Ton, ſeine Miene,
„ſein Gang, kurz ſein ganzes Benehmen be-
„zeichnet jenes verfeinerte und anmuthsvolle Ge-
müth.

„Gefühl seiner Ueberlegenheit, welches Leu-
 „te, die für niedre Posten geboren sind,
 „schwerlich jemals ganz erreichen können.
 „Das sind die Künste, die er anwendet, um
 „die Menschen desto leichter seinem Ansehen
 „zu unterwerfen und über ihre Neigungen
 „ganz nach seinem Gefallen zu gebieten; und
 „nur selten verfehlt er hierin seinen Zweck.
 „Ja, eben diese Künste, wenn sie nur durch
 „einen angemessenen Rang unterstützt wer-
 „den, reichen sogar zu, die Welt zu beherr-
 „schen. *Ludwig der Vierzehnte* wurde, wäh-
 „rend des größern Theils seiner Regierung,
 „nicht bloß in Frankreich, sondern in ganz
 „Europa, für das vollkommenste Muster ei-
 „nes großen Fürsten angesehen. Was waren
 „aber die Talente und Tugenden, durch die
 „er zu diesem großen Ruf gelangte? War es
 „etwa gewissenhafte und unbestechliche Ge-
 „rechtigkeit in Entwerfung seiner Plane, oder
 „Geistesgegenwart und Beharrlichkeit bey
 „ungeheuern Schwierigkeiten und Gefahren
 „im Verfolge derselben, oder unablässiger
 „und unermüdeter Eifer in ihrer Ausführung?

„Waren es etwa seine ausgebreiteten Kennt-
nisse, oder seine ausgesuchte Urtheilskraft,
„oder seine heldenmüthige Tapferkeit? —
„Von allen diesen Eigenschaften darf man
„keine bey Ihm suchen. Dafür war er aber
„erstlich der mächtigste Fürst in Europa,
„der folglich den höchsten Rang unter den
„Königen behauptete; und zweytens, sagt
„sein Geschichtschreiber, „übertraf er alle
„seine Höflinge an Eleganz der Figur und
„an majestätischer Schönheit der Bildung.
„Der Ton seiner Stimme war edel und ein-
„nehmend, und gewann ihm die Herzen,
„die seine Person schüchtern machte. Er
„hatte eine Haltung und einen Gang, wel-
„che nur Ihn und seinen Rang kleiden konn-
„ten, die aber an jedem Andern lächerlich
„gewesen seyn würden. Die Verlegenheit
„die Er an den Personen, die mit ihm spra-
„chen, bemerkte, schmeichelte jenem heim-
„lichen Behagen, mit dem Er seine eigne
„Ueberlegenheit fühlte.“ Diese frivolen
„Vorzüge, welche durch seinen Rang, und,
„ohne Zweifel auch, durch andre Talente
„und

„und gute Eigenschaften, die jedoch nicht
 „viel über das Mittelmässige hinausgegangen
 „zu seyn scheinen, noch mehr gehoben wur-
 „den, erwarben diesem Prinzen die hohe
 „Schätzung seines Zeitalters und haben sei-
 „nem Andenken, selbst bey der Nachwelt,
 „einen nicht unbeträchtlichen Grad von Ver-
 „ehrung erhalten. Jede andre Tugend, mit
 „diesen Vorzügen zu seiner Zeit und in sei-
 „ner Gegenwart verglichen, scheint kaum
 „noch einiges Verdienst gehabt zu haben.
 „Wissenschaft und Fleiß, Muth und Wohl-
 „thätigkeit zitterten vor ihnen, wurden be-
 „schämt und verloren alle ihre Würde!“

Gerade so weifs nun auch das Weib „in
 sich vollendet“ durch den Besitz aller dieser
frivolen Vorzüge die Natur der Dinge derge-
 stalt umzuändern,

„Dafs, was nur Sie verlangt, was Sie befiehlt,

„Das Weifeste, das Klügste, Beste scheint.

„*Vor Ihr* sinkt jede höh're Wissenschaft —

„Die Weisheit selbst verlieret im Gespräch!

„Mit *Ihr* den Muth und sieht wie Thorheit aus.

„Vernunft und jede Macht, die sonst gebeut,
„Beugt sich vor Ihr, und lauscht auf ihr Gebot.“

Und das Alles kann sie mit ihrem Liebreize
ausrichten!

Weiter, (die Vergleichen fortzuführen)
bitte ich zu bedenken, daß man in dem Mittelstande die Männer, so lange sie jung sind, doch immer zu einem oder dem andern Gewerbe, zu einer oder der andern Lebensart vorbereitet, und ihre künftige Verheyrathung nicht als den Hauptzweck ihres Lebens betrachtet; da hingegen dieses für die Weiber das einzige, letzte Ziel ist, für dessen Erreichung sie alle ihre Kräfte aufbieten. Nicht Geschäfte sind es, nicht umfassende Plane, nicht Entwürfe einer raschen Ehrbegierde, was ihre Aufmerksamkeit zu fesseln vermag; nein, ihre Gedanken können nicht bey so edeln Betrachtungen verweilen. Eine vortheilhafte Heyrath ist ihr höchster Wunsch, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, eine Rolle in der Welt zu spielen und ungehindert von einer Lustbarkeit zur andern zu eilen: diesem einzigen Zweck opfern

opfern sie ihre ganze Zeit, und oft selbst ihre Person durch eine gesetzliche Beschimpfung auf. Wenn ein Mann sich irgend einem Stande und Berufe widmet, so faßt er diesen oder jenen künftigen Vortheil scharf ins Auge (und die Seele gewinnt allemal durch die Richtung ihrer ganzen Kraft auf Einen Punkt ungemein viel Stärke) und, voll von seinem Geschäfte, sieht er das Vergnügen bloß als Erholung an, indess die Weiber dem Vergnügen, als dem Hauptzweck ihres Lebens unaufhörlich nachjagen. In der That, man kann, mit Hinsicht auf die Erziehung, die ihnen unsre gesellschaftliche Verfassung giebt, behaupten, daß der Hang zum Vergnügen sie alle beherrsche; aber beweist dieß wohl, daß die Seelen ein Geschlecht haben? Mit eben dem Rechte würde man dann sagen dürfen, die Hölflinge in Frankreich, die unter dem verderblichen Einflusse eines despotischen Systems ihren Charakter bildeten, wären keine Männer, weil auch sie Freyheit, Tugend und Menschlichkeit dem Hange zum Vergnügen und zu eitelm Prunke

O 4

auf-

aufopfert! — Unglückliche Leidenschaften, die zu allen Zeiten die ganze Gattung tyrannisirten!

Eben dieser Hang zum Vergnügen, der in den Weibern durch den ganzen Geist ihrer Erziehung so sehr genährt wird, giebt ihrem Benehmen in den meisten Fällen etwas Unbedeutendes. So sieht man sie, zum Beyspiel, meistens nur Kleinigkeiten und Nebendinge mit geschäftigem Eifer betreiben: statt sich mit ihren Pflichten zu beschäftigen, lauern sie immer nur auf Abentheuer.

Wenn ein Mann eine Reise macht, so hat er gemeiniglich seinen Zweck im Sinne. Ein Weib hingegen denkt in diesem Falle mehr an die zufälligen Ereignisse, die ihr unterwegs aufstoßen, an die seltsamen Dinge, die ihr da begegnen könnten, an den Eindruck, den sie wohl auf ihre Reisegefährden machen möchte; und vor allem ist sie auf den Putz bedacht, den sie bey sich hat, und dann mehr als jemals wie einen Theil Ihrer selbst betrachtet, vorzüglich, wenn sie im Begriffe ist, auf einem neuen Schauplatze zu figuriren.

guriren, und (um es mit einem sehr passenden Französischen Ausdrucke zu sagen) *Sensation* zu machen hofft. — Wie kann wohl Seelenwürde mit so kindischen Bestrebungen bestehen?

Kurz, die Weiber, im Ganzen genommen, sind, so gut wie die Reichen aus beyden Geschlechtern, zu dem Besitze aller Thorheiten und Laster der Kultur gelangt, während sie die schönen Vortheile derselben ganz verfehlt haben. Es wäre völlig unnütz, bey dergleichen Behauptungen jedesmal von neuem zu erinnern, daß ich von dem Zustande meines Geschlechts im Allgemeinen spreche und auf einzelne Ausnahmen dabey nicht Rücksicht nehme. In der Regel also, sind die Sinne der Frauenzimmer erhitzt und ihre Verstandeskräfte verfäumt: folglich werden sie ein Opfer ihrer Sinnlichkeit, die man freylich mit dem artigern Namen der Empfindsamkeit belegt, und ein jeder Drang augenblicklicher Gefühle muß sie außer Fassung bringen. Sie befinden sich demnach in einer weit schlimmern Lage, als wenn sie in einem,

der Natur nähern, Zustände lebten. Unstet und rastlos, müssen sie durch ihre überspannte Empfindsamkeit nicht allein unzufrieden mit sich selbst, sondern auch Andern, wenig zu sagen, beschwerlich werden. Alles, was sie denken, bezieht sich auf diesen oder jenen kleinen Entwurf, der immer nur die Erregung sinnlicher Aufwallungen zum Zwecke hat: und weil sie da fühlen, wo sie räsonniren sollten, so kann ihre Handlungsweise keine Festigkeit gewinnen und ihre Ueberzeugungen müssen einem ewigen Schwanken unterworfen seyn — einem Schwanken, das Nichts weniger als vorsichtiges Abwägen eines weitblickenden Verstandes, nein, bloß Wirkung einander widerstrebender Gefühle ist. Man kann nicht leugnen, daß sie oft, auf einmal, für diesen oder jenen Plan warm werden: weil aber diese Wärme nie auf einen Punkt vereinigt wird, wo sie zur Beharrlichkeit werden könnte, so verfliegt sie bald von selbst; sie löst sich entweder durch ihre eigne Hitze auf oder wirft sich auf eine andre unstete Leidenschaft, der die Vernunft eben so wenig Festigkeit gegeben

ben

ben hat und es muß kalte Gleichgültigkeit erfolgen. Elend muß fürwahr ein Wesen seyn, dessen ganze Geistesausbildung auf weiter nichts abzielte, als seine Leidenschaften zu erhitzen! Man sollte doch den Unterschied, der zwischen dem Erhitzen und dem Stärken derselben ist, nicht so ganz übersehen. Giebt man den Leidenschaften volle Nahrung, indess der Verstand völlig ungebildet bleibt; was kann dabey herauskommen? — Gewiß nichts anders, als ein Gemisch von Tollheit und Thorheit!

Wahr ist es, man würde Unrecht thun, wenn man diese Behauptung auf das *schöne* Geschlecht allein beschränken wollte; indessen gedenke ich sie für jetzt doch nur in Hinsicht auf dasselbe etwas weiter auszuführen.

Romane, Musik, Dichtkunst, Galanterie — kurz Alles arbeitet darauf hin, aus den Weibern Wesen zu machen, die sich bloß durch sinnliche Eindrücke bestimmen lassen. Auf diese Weise bildet sich ihr Charakter während der Zeit aus, da sie sich körperliche Geschicklichkeiten erwerben — die einzige Art

VON

von Veredlung, zu der sie sich auf dem Pöf-
flen, den sie in der Gesellschaft einnehmen,
noch veranlaßt fühlen können. Eine über-
spannte Empfindsamkeit erschlaßt daher na-
türlich die übrigen Seelenkräfte und läßt den
Verstand nicht zu jener Oberherrschaft ge-
langen, die durchaus erfordert wird, um ein
vernünftiges Geschöpf Andern nützlich und
mit seiner Lage zufrieden zu machen: und
doch ist eine, mit jedem Schritte des Lebens
fortgehende, ununterbrochne Uebung der
Verstandeskräfte der einzige Weg, den uns
die Natur zeigt, um die Leidenschaften zu
besänftigen.

Ganz anders ist die Wirkung beschaffen,
die aus einem bis zur Uebersättigung fortge-
setzten Genuße erfolgt. Oft hat mich jene
nachdrucksvolle Schilderung der Verdamm-
niß stark gerührt, die uns den abgeschiednen
Geist darstellt, wie er ohn' Unterlaß um den
befleckten Körper herumflattert und doch
nicht im Stande ist irgend Etwas ohne seine
sinnlichen Organe zu genießen. Aber frey-
lich die Weiber muß man ja zu Sklaven ih-
rer

rer Sinne machen, weil es gerade ihre Sinnlichkeit ist, der sie ihre Macht für den Augenblick verdanken.

Und werden wohl die Moralisten sich getrauen zu behaupten, dieß sey die Lage, zu deren Fortsetzung man eine Hälfte der ganzen Menschengattung ermuntern müsse, um sie in stumpfer Unthätigkeit und gedankenloser Unterwerfung zu erhalten? Schöne, wohlthätige Lehrer! Wozu wären wir Weiber denn eigentlich geschaffen? — Um unschuldig zu bleiben, wird man vielleicht sagen; allein ich weiß sehr gut, daß dieß nichts anders heisst, als — Kinder zu bleiben. Ja, dann würde es eben so gut seyn, wenn wir gar nie geboren wären: wofern man nicht etwa annehmen will, unser Daseyn sey bloß dazu nothwendig, daß der Mann desto besser in den Stand gesetzt werde, zu dem edeln Vorrechte der Vernunft zu gelangen und seine Fähigkeit Gutes vom Bösen zu unterscheiden, auszubilden; während wir in dem Staube, von dem wir genommen sind, dar-

darnieder liegen, um nie wieder daraus aufzustehen.

Man würde nie fertig werden, wenn man alle die mannichfaltigen Erniedrigungen, Kümmernisse und Kränkungen aufzählen wollte, denen die Weiber durch die Aufstellung jenes ziemlich allgemein angenommenen Satzes ausgesetzt werden: sie wären mehr geschaffen zu fühlen, als zu rathen, und müßten jeden Einfluß, den man ihnen zugestehen könne, nur allein durch ihre Reize und durch ihre Schwäche gewinnen; sie wären, wie ein Dichter sagt,

„Durch Fehler schön, und lebenswürdig schwach!“

Und was kömmt bey dieser lebenswürdigen Schwäche heraus? Dieses, daß sie von dem Manne nicht bloß in Hinsicht auf Schutz, sondern auch in Hinsicht auf Belehrung, ganz und gar abhängig werden, den einzigen Fall ausgenommen, wo ihm die Macht ihrer Reize auch einmal unbedingte, aber eben so unrechtmäßige Unterwerfung abzwingt. Darf man sich itzt noch wundern, wenn man
 sie

sie die Pflichten, auf welche die Vernunft allein sie hinweist, vernachlässigen, jeder Prüfung, die ihre Seele stärken könnte, ausweichen, und endlich einzig und allein sich damit beschäftigen sieht, ihre Fehler unter einer angenehmen Decke zu verbergen, die wohl ihren Reiz in den Augen des Wollüstlings erhöhen kann, sie aber in der That unter alle Schätzung von sittlichem Werthe erniedrigen muß.

Gebrechlich in jedem Sinne des Worts, sind sie genöthigt, in jeder Verlegenheit sich bey dem Manne nach Trost und Hülfe umzusehen. In den unbedeutendsten Gefahren schmiegen sie sich mit der anschmeichelndsten Zudringlichkeit an Ihn, und rufen kläglich seinen Beystand an; und nun streckt ihr *natürlicher* Beschirmer seinen Arm aus oder erhebt seine Stimme, die lebenswürdige Zitternde zu bewahren — wofür zu bewahren? vielleicht vor der Drohung einer alten Kuh, oder vor dem Sprunge einer Maus; eine Ratte wäre schon eine ernsthafte Gefahr! — Im Namen der Vernunft und des Menschen-

ver-

verstandes frage ich: was kann Wesen dieser Art, wären sie auch noch so sanft und schön, von Verachtung retten?

Eine solche Furchtsamkeit kann wohl, wenn sie nicht affektirt ist, ganz niedlich aussehen; immer aber zeigt sie einen Grad von Schwäche, der ein vernünftiges Geschöpf mehr erniedrigt, als die Weiber sich vorstellen. Denn Liebe und Achtung sind gar sehr verschiedene Dinge.

Ich bin vollkommen überzeugt, dieses ganze kindische Wesen würde wegfallen, wenn man nur erst den Mädchen erlaubte, sich mehr Bewegung zu machen, statt daß man sie jetzt in wohlverwahrten Zimmern so lange einschließt, bis ihre Muskeln erschlaßt und ihre Verdauungskräfte zerstört sind. Noch mehr: wenn man die Furchtsamkeit an Mädchen, statt sie in ihnen zu nähren, oder wohl gar erst zu erzeugen, eben so behandelte, wie man die Feigheit an Knaben zu behandeln pflegt; so würden wir bald die Weiber in einer achtungswürdigern Gestalt erblicken. Zwar würde man
sie

sie dann nicht mehr so treffend sanfte *Blumen* die dem *Manne* auf seinem *Pfade* lächeln, nennen können; dafür aber würden sie ehrwürdigere Glieder der Gesellschaft werden und ihre wichtigern Pflichten gewissenhaft und aus eigener Ueberzeugung erfüllen. „Erzieht die Weiber wie Männer,“ sagt *Rousseau*, „und, je mehr sie sich unserm Geschlechte nähern, desto weniger Gewalt werden sie über uns haben.“ Das ist gerade der Punkt auf den ich ziele: — ich möchte sie gern nicht die Männer, sondern sich selbst beherrschen sehen.

In demselben Tone habe ich manche Leute gegen die Aufklärung des gemeinen Mannes räsonniren hören: denn der Aristokratismus weiß gar mannichfaltige Gestalten anzunehmen. „Lehrt diese Menschen lesen und schreiben,“ sagen sie „und ihr hebt sie aus der Stelle, welche die Natur selbst ihnen angewiesen hat, ganz und gar heraus.“ Die beste Antwort darauf hat ein vortrefflicher Französischer Schriftsteller schon gegeben, dessen Gedanken ich hier entlehnen will. Man bedenkt

P

nicht,

nicht, sagt er, daß wenn man den Menschen zum Vieh macht, man keinen Augenblick mehr sicher ist, ihn nicht plötzlich einmal in ein wüthendes Raubthier umgewandelt zu sehen. Nein, ohne Einsicht giebt es schlechterdings keine Sittlichkeit!

Unwissenheit ist eine sehr unsichere Grundlage für die Tugend: und doch soll sie der Zustand seyn, für den das Weib geschaffen worden, wenn man jene Schriftsteller sprechen hört, die die Vorzüge des Mannes am hitzigsten verfochten haben; Vorzüge, die, wenn man ihr Raisonnement beleuchtet, nicht bloß einen höhern Grad, sondern ein ganz andres Wesen, als die des Weibes, in sich schliessen. Sie haben sich dagegen freylich, diesen Ausspruch etwas zu mildern, auch wieder viel Mühe gegeben, mit ritterlicher Großmuth zu beweisen, daß eigentlich beyde Geschlechter gar nicht mit einander verglichen werden dürfen. Der Mann, sagen sie, ist geschaffen, um zu räsonniren, das Weib hingegen, um zu fühlen: beyde zusammen machen, wie Fleisch und Geist, das vollkommen-

men-

menste Ganze aus, indem darin auf die glücklichste Weise Vernunft und Empfindsamkeit zu Einem Charakter zusammen schmelzen.

Und was ist *Empfindsamkeit*? „Schnelligkeit des sinnlichen Eindrucks; Schnelligkeit der Empfindung; Zärtlichkeit.“ So erklärt wenigstens Doctor *Johnson* das Wort; ich muß aber sagen, daß mir diese Erklärung keinen andern Begriff, als den eines äußerst verfeinerten Instinkts darstellt. Ich sehe keine Spur von dem Bilde Gottes weder in der Fähigkeit sinnliche Eindrücke zu empfangen, noch in der Materie. Man läutere sie sieben und siebenzig mal, und sie bleiben immer noch materiell; man wird aus ihnen nimmermehr Verstand herauscheiden, so wenig als Feuer jemals Bley in Gold verwandeln wird!

Ich komme wieder auf meine alte Schlussfolge zurück. Giebt man zu, daß das Weib eine unsterbliche Seele besitzt; so muß auch Ausbildung einer Vernunft zum Geschäfte ihres Lebens gehören: und wenn sie also, bloß um den gegenwärtigen Zustand voll-

kommer zu machen, (ob gleich Alles beweist, daß er nur Eine Ziffer einer unendlich großen Summe ist) sich durch augenblicklichen Genuß verleiten läßt, ihrer hohen Bestimmung zu vergessen, so arbeitet sie der Natur entgegen, oder man müßte annehmen, sie sey bloß geboren, zu gebären und dann — zu verwesen. Eine andre Bewandniß hat es freylich mit den Thieren jeder Art, denen man auch eine Seele, wenn gleich keine vernünftige, zugestehet: für sie mag die Uebung des Instinkts und des Gefühlsvermögens der Schritt seyn, den sie in der jetzigen Periode ihres Daseyns thun müssen, um in der nächstfolgenden zum Besitze der Vernunft weiter vorrücken zu können; dafür werden sie aber auch in alle Ewigkeit hinter dem Menschen zurückbleiben, dem, aus Ursachen, die uns unbekannt sind, der Vorzug ward, schon auf der ersten Stufe seiner Existenz zur Vernunft zu gelangen.

Unten, wo ich die eigenthümlichen Pflichten der Weiber ungefähr eben so abhandeln werde, wie ich die eigenthümlichen Pflichten

ten des Bürgers oder des Vaters abhandeln würde, wird man finden, daß meine Meynung ganz und gar nicht dahin geht, den größern Theil von ihnen aus ihren Familien herauszuheben. Freylich ist es wahr, was Lord *Bacon* sagt: „Wer Weib und Kinder hat, hat dem Glücke Geißeln gegeben: denn beyde werden ihm Hindernisse bey jeder großen Unternehmung, sey es für die Tugend oder für das Laster. Ohne Zweifel haben wir die Ausführung der besten und verdienstlichsten Plane unverheyraetheten, oder doch kinderlosen Männern zu verdanken.“ Ich nehme keinen Anstand, dasselbe auch von Weibern zu behaupten. Allein, das Wohl der Gesellschaft beruht gar nicht auf ungewöhnlichen Kraftäusserungen; und wäre ihre Verfassung vernünftiger eingerichtet, so würde man der großen Talente und der heroischen Tugenden noch weniger bedürfen.

Niemand wird leugnen, daß zu der Einrichtung und Führung eines Hauswesens und zur Kindererziehung ganz vorzüglich Ver-

stand, im ächten Sinne des Worts, Stärke des Körpers und der Seele erfordert wird. Gleichwohl haben die Männer, die sich in ihren Schriften ein eignes Geschäft daraus machten, die Weiber zur Häuslichkeit zu bilden, doch aus Gründen, die ihnen nur eine grobsinnliche, durch übermäßigen Genuß ekel gewordene, Begehrlichkeit eingeben konnte, Alles aufgeboten, ihren Körper zu schwächen und ihren Geist zu lähmen. Hätten sie jedoch, selbst auf diesem verkehrten Wege, indem sie auf die Empfindung der Weiber wirkten, dieselben nur wirklich *überreden*, zu Hause zu bleiben und die Pflichten der Mutter und Hausfrau zu erfüllen; so würde ich Anweisungen, die unser Geschlecht seiner Bestimmung näher bringen, wenn auch schon dabey hier und da der Vernunft einige Gewalt geschehen muß, nur mit der äußersten Schonung widersprechen. Allein, ich darf mich dreist auf die Erfahrung berufen, ob nicht die Frauenzimmer durch Vernachlässigung ihres Verstandes eben so sehr, ja, ob sie nicht dadurch noch weit mehr von jenen

nen häuslichen Pflichten abgezogen werden, als die ernsthafteste Geistesbeschäftigung sie davon abziehen könnte? Dazu kommt noch der Umstand, daß der groſſe Haufe der Menschen ſich ſo äufserſt ſchwer, vielleicht nie, dazu bringen läßt, Verſtandesbeſchäftigungen mit Muth und Intereſſe zu betreiben. *) Man erlaube mir daher den Schluß zu ziehen, daß Vernunft dem Weibe durchaus nothwendig iſt, um jeder, auch der kleinſten ihrer Pflichten Genüge zu leiſten; wobey ich nochmals wiederholen muß, daß Empfindſamkeit nicht Vernunft iſt.

Die Vergleichung mit den Reichen fällt mir wieder bey. So länge die Männer noch die Pflichten der Menſchlichkeit verſäumen, werden die Weiber daſſelbe thun: ein gemeinſchaftlicher Strom reiſt beyde Geſlechter in gedankenloſer Eile mit ſich dahin. Reichthum und Rang hindern den Mann, ſei-

P 4 nen

*) Der groſſe Haufe der Menſchen iſt mehr Sklave ſeiner Begierden, als ſeiner Leidenſchaften.

Ann. d. Vfrin.

nen Verstand gehörig zu erweitern, und entnerven alle seine Seelenkräfte, indem sie die Ordnung der Natur umkehren, nach welcher wahres Vergnügen jedesmal nur die Belohnung für Arbeit seyn soll. Gerade so steht Vergnügen — entkräftendes Vergnügen den Frauenzimmern zu Gebote, ohne daß sie sich dasselbe erst verdienen dürfen. Allein, so lange jene erblichen Besitznehmungen nicht aufgehoben werden — darf man wohl erwarten, Männer zu sehen, deren Stolz ihre Tugend ist? Und so lange dieß der Fall nicht ist, werden sich die Weiber um den wohlfeilsten Preis die Herrschaft über sie erkaufen, ihre langweiligen häuslichen Pflichten liegen lassen und dem Vergnügen nachlaufen, das auf den Flügeln der Zeit dahin eilt.

„Die Stärke des Weibes,“ sagt irgendwo ein Schriftsteller, „liegt in ihrer Empfindsamkeit;“ und doch thun die Männer, ohne die Folgen zu ahnden, Alles was sie nur immer können, um diese Kraft zur herrschenden zu machen. — Diejenigen unter ihnen, welche im-

immer nur die Empfindsamkeit der Frauenzimmer beschäftigen, werden auch am meisten Einfluss auf sie haben; wohin zum Beispiel Dichter, Maler und Tonkünstler gehören. *) Und da man nun ihre Empfindsamkeit auf Kosten der Vernunft, und selbst der Phantasie aufs höchste gespannt hat — wie können sich Philosophen noch über ihre Schwachheit beschweren? Die Aufmerksamkeit, welche die Männer den Weibern, als Weibern, bezeigen, ist es ganz vorzüglich, was auf die Empfindsamkeit der letztern wirkt: und gerade eine Sympathie dieser Art ist es, die bey ihnen von Jugend auf unterhalten und geschärft wird. Weil aber der Gatte unmöglich in die Länge so leidenschaftliche,

P 5

liche,

*) Leute dieser Art gießen Empfindsamkeit in ihre Kunstwerke, um die rohen Stoffe zu verbinden und zu läutern: sie formen sie hierauf mit Leidenschaft und hauchen dem trägen Körper eine Seele ein. In der Phantasie des Weibes aber ist Liebe allein im Stande jene ätherischen Strahlen zu vereinigen.

Ann. d. Vfm.

liche, lebhafte Aufwallungen erregende, Beweise jener Aufmerksamkeit geben kann; so sucht das weibliche Herz, das einmal an lebhafte Aufwallungen gewöhnt ist, entweder eine neue Liebe auf, oder es schmachtet im Stillen und wird ein Opfer seiner Tugend, oder — Klugheit. Ich spreche hier von dem Falle, wo man wirklich ein der Empfindung fähiges Herz und einen gebildeten Geschmack annehmen darf: denn sonst haben mich meine Beobachtungen in der feinern Welt auf das Resultat geführt, daß es viel öfter Eitelkeit, als Empfindsamkeit ist, was durch unsre modische Erziehung und durch ein tadelnswürdiges Verkehr beyder Geschlechter genährt wird, und daß Coquetterie weit häufiger aus Eitelkeit entspringt, als aus jener Unbeständigkeit, die eine natürliche Folge von überspannter Empfindsamkeit ist.

Eine andre Betrachtung, die mir immer sehr wichtig war, wird, wie ich hoffe, keinem achtsamen, wohlwollenden Herzen ganz gleichgültig seyn. Der Fall kömmt oft vor, daß Eltern an ihren Töchtern, die sie so
schwach

schwach erzogen haben, noch obendrein die Grausamkeit begehen, sie ohne die mindeste Versorgung zu verlassen; wodurch dieselben folglich nicht bloß von der Vernunft, sondern selbst von dem guten Willen ihrer Brüder abhängig werden. Diese Brüder sind denn, den besten Fall angenommen, ganz gute Leute, die ihnen dasjenige als Wohlthat mittheilen, worauf eigentlich Kinder von einerley Eltern auch ein gleiches Recht haben. In dieser unsichern, demüthigenden Lage kann ja wohl ein lenkfames weibliches Geschöpf einige Zeit bleiben, und sich dabey ganz erträglich befinden. Allein, so bald der Bruder heyrathet — ein Fall der immer wahrscheinlich ist — so hört man auf, sie als Vorsteherin des Hauswesens zu betrachten: sie wird jetzt mit scheelen Augen als eine überlästige Fremde, als eine unnütze Last angesehen, die nur des Hausherrn und seiner neuen Gesellschafterin Gnade leben muß.

Wer kann alles das Elend aufzählen, das so viele unglückliche, an Geist und Körper gleich schwache Geschöpfe — die zu arbeiten

ten

ten nicht im Stande sind, und zu betteln sich schämen — in einer solchen Lage dulden müssen? Die Frau vom Hause, ein Wesen von beschränktem Verstande und von kaltem Herzen — ein Fall, den man, bey der jetzigen das Herz so wenig als den Verstand erweiternden Erziehung, ohne Bedenken voraussetzen darf — ist auch auf das Bisschen Freundschaft, die ihr Gatte seinen Verwandten bezeigt, eifersüchtig; und weil sich ihre Empfindsamkeit nicht bis zur Menschlichkeit erhebt, so sieht sie mit Verdruss das Eigenthum ihrer Kinder an eine hülflose Schwester verschwenden.

Dies sind wirklich Thatfachen, die mir mehr als Einmal vorgekommen sind. Die Folgen hiervon sind klar. Das Weib nimmt ihre Zuflucht zu Ränken, um den Rest brüderlicher Liebe, der sich einmal zu fest gesetzt hat, und den sie öffentlich anzugreifen nicht wagt, im Verborgenen zu untergraben: sie läßt es weder an Thränen, noch an Schmeicheleyen fehlen, bis sie sich des überlästigen Hüters entledigt hat. So wird das
arme

arme Geschöpf in die Welt hinaus gestossen, ohne daß sie auf die verwickelten Lagen, in die sie hier kommen kann, auch nur im mindesten vorbereitet wäre; oder sie muß, wenn man ja noch großmüthig ist, und auf Schicklichkeit und Anstand Rücksicht nimmt, mit einem kleinen Jahrsgehälte und einem ungebildeten Verstande in eine traurige Einöde wandern.

Ich bin gar nicht in Abrede, daß von diesen beyden Weibern die letzte vor der ersten in Hinsicht auf Vernunft und Menschlichkeit sehr wenig voraus haben mag: sie würde vielleicht, wären die Plätze vertauscht worden, gerade so eigensüchtig als jene gehandelt haben. Allein hätte man beyde anders erzogen, so würden auch die Folgen ganz anders gewesen seyn. Die Frau wäre nicht Sklavin jener Art von Empfindsamkeit geworden, deren Mittelpunkt ihr eignes Selbst ist, und viel zu vernünftig gewesen, von ihrem Gatten eine Zärtlichkeit zu erwarten, die ihn zu Verletzung früherer Pflichten verleiten mußte; ja, sie würde sich durch eine
fol-

solche Zärtlichkeit gar nicht geschmeichelt gefunden haben, weil ihre Liebe zu ihm sich nicht bloß auf die feinige zu ihr, sondern auch auf seine Tugenden hätte gründen müssen. Die Schwester wäre aber dann wohl im Stande gewesen, sich durch eigne Kräfte ihren Unterhalt zu verschaffen, statt daß sie nun das bittere Gnadenbrod essen muß.

In der That, ich bin überzeugt, daß das Herz eben so gut als der Verstand durch Kultur, und, was wohl nicht so klar scheinen mag, durch Stärkung der körperlichen Werkzeuge, aufgeschloffen und erweitert wird: wobey ich zu bemerken bitte, daß hier nicht von augenblicklichem Wetterleuchten der Empfindsamkeit, sondern von dauerndern Gefinnungen die Rede ist. Vielleicht ist in der Erziehung beyder Geschlechter die schwerste Aufgabe diese, den Unterricht so abzumessen, daß er auf der einen Seite im Frühling des Lebens, wo das Herz noch von stärkern Trieben bewegt wird, den Verstand nicht zu sehr vernachlässige, aber doch auch auf der andern nicht durch zu trockne Geistesbeschäftigungen,

gen, die von allen geselligen Verbindungen zu weit abliegen, alle Empfindung unterdrücke.

Doch bey den Frauenzimmern stehen zu bleiben — wenn man sie sorgfältig erzieht, so bildet man sie entweder zu feinen Damen, die voll eigensinniger Launen sind und von Empfindsamkeit überfließen; oder man begnügt sich aus ihnen nur arbeitssame, wirtschaftliche Hausmädchen zu machen. Die letzten sind oft freundliche, gute Geschöpfe und besitzen nicht selten einen sehr geübten Mutterwitz mit Weltklugheit verbunden, wodurch sie mehrentheils weit nützlichere Glieder der Gesellschaft, als jene feinen empfindsamen Damen werden, ob man gleich weder Grösse der Seele, noch Geschmack bey ihnen suchen darf. Die geistige Welt ist für sie ein verschlossnes Buch; nehmt sie aus dem Kreise ihrer Familie oder Nachbarn heraus, und sie stehen stille: denn Literatur können sie unmöglich unterhaltend finden, weil ihre Seele nie aus dieser reichen Quelle von Vergnügen kosten mochte, vielmehr sie jederzeit

zeit verachtete. Die Gefinnungen und der Geschmack, den sie an gebildeten Mädchen, selbst an solchen, die ihnen Zufall und Familienverbindungen werth gemacht haben, bemerken, sind ihnen lächerlich: an andern, die nur ihre Bekannten sind, halten sie das Alles bloß für Ziererey.

Ein vernünftiger Mann kann eine solche Frau allein ihres Geschlechts wegen lieben und sie bloß darum achten, weil sie eine treue Hausmagd ist. Seiner eignen Ruhe wegen läßt er sie nach ihrem Belieben das Gefinde ausschimpfen, und am Sonntage in den allerschönsten Kleidern nach der Kirche gehen. Ein Mann von eben so beschränktem Verstande würde wahrscheinlich nicht so gut mit ihr auskommen: denn der würde Eingriffe in ihre Rechte thun und manches häusliche Geschäfte selbst anordnen wollen. Und doch ist es auch wieder nicht zu leugnen, daß Weiber, deren Seele nicht durch Kultur erweitert, deren von Natur selbstfüchtige Empfindsamkeit nicht durch Nachdenken veredelt worden ist, gerade am wenigsten dazu
tau-

taugen, einem Hauswesen vorzustehen: denn immer suchen sie ihre Macht über die Gebühr geltend zu machen, und tyrannifiren, blofs um eine Ueberlegenheit zu behaupten, die sie doch allein zufälligen Glücksvorzügen zu verdanken haben. Diefs geht zuweilen in wahre Graufamkeit über, so dafs zum Beyspiel das Hausgefinde jeder unschuldigen Freude beraubt wird, und über seine Kräfte arbeiten mufs, um die gute Hauswirthin in den Stand zu setzen, einen bessern Tisch zu halten und an Putz und Glanz es ihren Nachbarinnen zuvorzuthun. Hat sie ja noch auf ihre Kinder Acht, so schränkt sich diefs mehrentheils auf kostbare Kleider ein, mit denen sie dieselben ausstaffiert — und eine solche Vorforge, sie entstehe nun aus Stolz oder Zärtlichkeit, mufs immer von verderblichen Folgen seyn.

Man bedenke ferner, wie viele Weiber dieser Art ihre Tage — oder wenigstens ihre Nachmittage, in der unbehaglichsten Langeweile hinbringen müssen. Ihre Männer haben nichts dagegen einzuwenden, dafs sie

Q

gute

gute Wirthinnen und keusche Gattinnen sind; aber doch sieht man sie ausgehen und auſſer ihrem Hauſe eine angenehmere, und, wenn ich es mit einem, die Sache ſehr gut ausdrückenden, Franzöſiſchen Worte ſagen darf, eine *pikantere* Geſellſchaft auffuchen. So wird die geduldige Hausmagd, die ihr Tagewerk gleich einem blinden Pferde in der Mühle verrichtet, ihres verdienten Lohns beraubt: denn die Bezahlung, die ihr zukommt, ſind die Liebkofungen ihres Mannes; und Weiber, die ſo wenig Hülfquellen in ihrem Innern haben, pflegen ſich ihre natürlichen Rechte eben nicht ſo gutwillig entziehen zu laſſen.

Dagegen wird die feine Dame angewieſen, mit Verachtung auf die gemeinen Geſchäfte des Lebens herabzusehen. Freylich ſpannt man alle ihre Kräfte auch nur für äußere Geſchicklichkeiten an, zu deren Erwerb wenig mehr als Sinnenübung erfordert wird; doch läßt ſich ohne Etwas Verſtandesbildung ſelbſt in körperlichen Vorzügen kein beträchtlicher Grad von Genauigkeit erreichen. Ohne
eine

eine Grundlage von Principien bleibt der Geschmack immer oberflächlich, und zu wahrer Anmuth gehört noch Etwas mehr als blofse Nachahmung. Indessen wird die Phantasie solcher Geschöpfe erhitzt und ihre Empfindung überverfeinert, wenn nicht gar verfälscht: oder, wenn das Herz auch unverdorben bleibt, und blofs zu sehr verzärtelt wird, so verfäunt man doch, jener gefährlichen Fühlbarkeit durch die Kultur des Verstandes entgegen zu arbeiten.

Solche Weiber sind wirklich oft lebenswürdig und ihr Herz hat weit mehr Sinn für allgemeines Wohlwollen und weit mehr Empfänglichkeit für feine Sentiments, als jene rüstige Hausmagd haben kann; allein, weil ihnen das gehörige Maafs von Anstrengung und Selbstbeherrschung fehlt, so flössen sie auch weiter nichts als Liebe ein, und sind blofs Gebieterinnen ihrer Gatten, so lange sie auf deren Empfindung wirken können, und platonische Freundinnen für deren männliche Bekannten. Sie sind eigentlich die *schönen Fehler* in der Natur — Wesen, die

nicht dazu geschaffen zu seyn scheinen, mit dem Manne auf gleichen Fuß zu leben, sondern nur, denselben von dem Herabsinken zur völligen Thierheit zu retten, die rauhen Ecken seines Charakters abzuschleifen und durch reizende Spielereyen seinen sinnlichen Wünschen, die ihn zu ihnen hinziehen, wenigstens etwas Anstand zu geben. — Gütiger Schöpfer des ganzen Menschengeschlechts! hast Du ein Wesen, wie das Weib, die Deine Weisheit in Deinen Werken auffuchen und fühlen kann, daß Du allein durch Deine Natur über sie erhaben bist — zu keinem bessern Endzweck geschaffen? — Kann sie glauben, sie sey bloß dazu gemacht, sich dem Manne, einem Geschöpfe, das ihres gleichen, und gerade so wie sie auf die Welt gesetzt ist, um sich Tugend zu erwerben, unbedingt zu unterwerfen? — Kann sie sich zu dem ausschließenden Berufe, ihm nur zu gefallen und die Erde zu schmücken, da noch herablassen, wo ihre Seele fähig ist, zu Dir sich zu erheben? — Und kann sie endlich in träger Ruhe gähnend, so oft sie ein wenig Vernunft

nunft braucht, sie jedesmal von dem Manne erbetteln, da sie doch gemeinschaftlich mit ihm die steilen Höhen der Wahrheit erklimmen sollte?

Freylich, ist L i e b e das höchste Gut; so erzieht die Weiber immer nur dazu, daß sie Liebe einflößen, und verfeinert jeden ihrer Reize dergestalt, daß der Sinnenrausch vollkommen werde. Allein, wenn sie wirklich moralische Wesen sind; so macht es ihnen auch möglich vernünftig zu werden, und laßt für sie die Liebe zu dem Manne nur einen Theil der glühenden Flamme jener allgemeinen Liebe seyn, die die ganze Menschheit umfaßt und als ein gefälliges Opfer zu Gott emporsteigt.

Zur Erfüllung häuslicher Pflichten gehört durchaus viel Muth und eine gewisse ernste Beharrlichkeit, welche einer festern Stütze bedarf, als sinnliche Gefühle sind, so lebendig und der Natur getreu sie immer seyn mögen. Um unsern Untergebenen ein Muster von Ordnung zu seyn (welche der wahre Nerv der Tugend ist), muß aus unserm gan-

zen Benehmen ein gewisser fester Ernst hervorleuchten, der kaum von einem Wesen zu erwarten ist, welches von Kindheit auf zur Wetterfahne seiner sinnlichen Eindrücke gemacht ward. Wer auf eine vernünftige Art nützlich werden will, der muß nach einem überlegten Plan verfahren, und sehr häufig, selbst bey Uebung der einfachsten Pflichten, augenblicklichen Eingebungen der Zärtlichkeit oder des Mitleids geradezu entgegen handeln. Strenge ist oft der sicherste und höchste Beweis von Liebe: und gerade in dem Mangel dieser Gewalt über die Empfindung und jenes erhabenen, veredelten Wohlwollens, welches das künftige Wohl des geliebten Gegenstandes einer gegenwärtigen Befriedigung desselben vorzuziehen fähig ist, liegt der Grund, warum so viele zärtliche Mütter ihre Kinder verderben. Aus eben diesem Grunde hat auch die Frage erst streitig werden können: ob Nachlässigkeit oder Nachsicht mehr Unheil in der Erziehung anrichte? Ich für meine Person bin sehr geneigt, das Letzte für schädlicher zu erklären.

Dar-

Darüber scheint man ziemlich einig zu seyn, daß Kinder, in den ersten Jahren, weiblicher Pflege und Aufsicht überlassen bleiben müßten. Ich muß indess frey gestehen, daß, so weit meine Beobachtungen reichen, Weiber von viel Empfindung gerade am allerwenigsten zu diesem Geschäfte taugen, weil sie sich ganz unfehlbar von ihren Gefühlen hinreißen lassen und eben dadurch das Naturell des Kindes verderben. Die Leitung der natürlichen, sich hierauf beziehenden Anlagen ist das erste und wichtigste Augenmerk in der Erziehung, und fordert den hellen, festen Blick der Vernunft — fordert eine planmäßige Behandlung, die von Tyranney und Verwöhnung gleich entfernt ist: und doch sind diese beyden Fehler gerade die Extreme, auf welche Leute von reizbarem Gefühl einmal um das andre verfallen, weil sie jedesmal neben dem Ziele vorbeyschießen. Der Verfolg dieser Ideenreihe hat mich endlich sogar auf die Schlussfolge hingeführt, daß eine Person von Genie gerade am allerwenigsten zu dem Geschäfte

der öffentlichen oder Privat - Erziehung paßt. Geister dieser seltenen Art sehen die Dinge viel zu sehr im Großen und besitzen, wenn es je der Fall war, doch nur äußerst selten, jene zur Fertigkeit gewordene Heiterkeit, die man gute Laune nennt und die man eben so selten mit großer Geisteskraft als mit starker Empfindung verbunden antrifft. Daher sollte sich auch Niemand, wer mit Interesse und Bewunderung dem Manne von Genie auf seinem raschen Fluge folgt, oder wer mit kühlern Wohlgefallen der Belehrung nachgeht, die ihm der mühsamere Tiefsinn des Denkers bereitet, darüber beschweren, wenn er den einen jähzornig und den andern etwas mürrisch findet; weil Lebhaftigkeit der Phantasie und ausdauernde Anstrengung des Geistes sich schwerlich mit jener geschmeidigen Urbanität vertragen, die fremden Meynungen und Vorurtheilen, statt ihnen trotzig die Stirn zu bieten, wenigstens ausbeugt.

Indefs, wenn von Erziehung oder Sitten die Rede ist, kann man Köpfe vom höhern
Range

Range füglich ganz aufser Acht und dem Zufalle überlassen: der groſſe Haufe mit gewöhnlichen Fähigkeiten iſt es, der Belehrung bedarf, und die Farbe der Gegenſtände, die ihn umgeben, annimmt. Von dieſer gewiſſ ſehr achtungswerthen Menge, von Weibern ſo gut als von Männern, behaupte ich, daſſ ihre Empfindung durchaus nicht in dem Treibhaufe ſchwelgeriſcher Unthätigkeit auf Koſten ihres Verſtandes erhöht werden darf. Denn, wenn keine Grundlage von Verſtand da iſt, ſo werden ſie nimmermehr weder tugendhaft noch frey werden: der Ariſtokratismus des Eigenthums oder ausgezeichneter Talente treibt immer die bald feigen, bald unbändigen Sklaven des Gefühls vor ſich hin.

Doch, unſern Gegenſtand von einer andern Seite zu betrachten: man hat eine Menge angeblicher Gründe, und zwar, weil man ſich dabey auf Naturwinke bezieht, nicht ohne allen Schein von Wahrheit vorgebracht, um das weibliche Geſchlecht phyſiſch und moralifch herabzuſetzen. Ich muſs doch einige davon anführen.

Man hat von dem weiblichen Verstande oft mit Verachtung gesprochen, weil er früher als der männliche zur Reife komme. Statt diese Behauptung dadurch zu beantworten, daß ich auf die frühen Proben von Verstand und Genie an einem *Cowley, Milton* und *Pope**) verweise, will ich mich nur auf die Erfahrung berufen, welche entscheiden mag, ob nicht an jungen Mannspersonen, die sehr früh in Gesellschaften eingeführt werden (und Beyspiele dazu lassen sich gegenwärtig in Menge finden) gerade dieselbe Frühreife bemerklich ist. i) Diese Thatfache ist so sehr

*) Es ließen sich noch viele andre Namen hinzusetzen. *A. d. Vfrin.*

i) Ich habe bisher viele Kinder, sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts erzogen. Die erstern hatten fast täglich Gelegenheit mit Fremden umzugehen; die andern wurden nicht für die Welt, sondern zur Häuslichkeit erzogen. Gleichwohl reifte bey diesen der Verstand immer eher als bey jenen. So muß es auch seyn, wenn in der weiblichen Natur Harmonie bleiben soll. Alles reift bey ihr eher als bey dem männlichen Geschlechte; warum nicht auch der Verstand?

S.

sehr bekannt, daß die bloße Erwähnung derselben Jedem, der sich nur etwas in der Welt umgesehen hat, einen ganzen Schwarm possi-
licher Männeraffen vor das Auge bringen
muß, deren Verstand dadurch eingeengt
wurde, daß man sie in die Gesellschaft von
Erwachsenen zu einer Zeit einführte, wo sie
noch hätten mit dem Kreisel spielen oder
den Reif schlagen sollen.

Eben so haben uns einige Naturbeobach-
ter versichern wollen, das männliche Ge-
schlecht erreiche nicht vor dem dreissig-
sten Jahre sein gehöriges Wachsthum und
seine volle Kraft: das weibliche hingegen
gelange schon mit dem zwanzigsten
zur völligen Reife. Ich fürchte aber sehr,
daß sie bey dieser Behauptung durch ein
männliches Vorurtheil irre geführt worden
sind, welches *Schönheit* als die höchste weib-
liche Vollkommenheit betrachtet — wohl-
verstanden, bloß Schönheit der Gesichtszüge
und Farbe, wie man das Wort, wenn von
Weibern die Rede ist, gewöhnlich nimmt,
wogegen man männliche Schönheit doch
noch

noch in einige Verbindung mit dem Geiste setzt. Stärke des Körpers und jenen Charakter im Gesichte, welchen die Franzosen *Physionomie* nennen, bekommen Weiber vor ihrem dreysigsten Jahre eben so wenig als Männer. Es ist wahr, die kleinen kunstlosen Spielereyen der Kinder haben etwas vorzüglich Einnehmendes und Anziehendes: allein, so bald die holde Frische der Jugend schwindet, so werden jene ungekünstelten Reize zu studirten Grimassen, die jedem Menschen von Geschmack zuwider sind. Im Gesichte des Mädchens sucht man weiter nichts, als Lebhaftigkeit und verschämte Sittsamkeit: ist aber der Lenz des Lebens vorüber, so will man in ihren Zügen reifern Verstand und, statt der Grübchen jugendlicher Munterkeit, Spuren stärkerer Gefühle sehen; itzt erwartet man von ihr Eigenthümlichkeit des Charakters, die allein, die Zuneigung eines Mannes dauernd fesseln kann. *)

Man

*) Die Stärke einer Neigung nimmt gemeiniglich in demselben Maasse zu, in welchem sich der Cha-

Man fordert itzt Unterhaltung, keine Liebeley: man verlangt einen freyen Spielraum für seine Phantasie und für die Empfindungen seines Herzens.

Im zwanzigsten Jahre ist die Schönheit beyder Geschlechter gleich: nur die ausschweifende Sinnlichkeit verleitet den Mann, hier einen Unterschied zu finden, und veralterte Coquetten denken grösstentheils ebenso: denn, so bald sie keine Liebe mehr erregen können, so bezahlen sie Lebhaftigkeit und Jugendkraft mit Gelde. Die Franzosen, die in ihre Begriffe von Schönheit mehr Geistiges aufnehmen, geben Weibern von dreissig den Vorzug, das heisst, sie setzen den höchsten Grad weiblicher Vollkommenheit in den Zeitpunkt, wo Lebhaftigkeit der Vernunft und jener ernsten Würde des Charakters, welche von Reife zeugt und den Ruhepunkt bezeichnet, weichen muss. In den frühern Jah-

Charakter des Geschlechts von dem geliebten Gegenstande in dem besondern Charakter des Individuums verliert.

Ann. d. Vfrin.

Jahren, bis zum zwanzigsten, schießt der Körper in die Höhe; bis ins dreissigste hin bekommen die festen Theile ihre gehörige Dichtigkeit: jetzt werden die Muskeln, die vorher biegsam waren, mit jedem Tage straffer und geben dem Gesichte einen Charakter, das heisst, sie zeichnen die Verrichtungen der Seele auf demselben mit dem eisernen Griffel des Schicksals und sagen uns nicht blos, welche Kräfte darin sind, sondern auch, wie dieselben angewendet worden.

Hierher kann man auch füglich die Bemerkung ziehen, daß diejenigen Thiere, welche langsam zur Reife kommen, am längsten leben und zu den edelsten Gattungen gehören. Indessen können die Männer durch die Länge ihrer Lebensdauer nicht den mindesten Anspruch auf einen natürlichen Vorzug machen: denn in dieser Hinsicht hat die Natur das männliche Geschlecht durchaus nicht vor dem weiblichen ausgezeichnet.

Die Vielweiberey ist ein andrer physischer Umstand, durch den die Weiber herabgewürdigt werden. Einen sehr blendenden Grund

Grund für diesen Gebrauch, der jede häusliche Tugend erstickt, leitet man aus der hinlänglich beglaubigten Thatfache ab, daß in den Gegenden, wo er eingeführt ist, mehr Mädchen als Knaben geboren werden. Dieß scheint nun wirklich ein Naturwink zu seyn: und vor der Natur — müssen auch die scheinbarsten Speculationen der Vernunft verstummen. Was weiter daraus folgen würde, ist bald zu errathen: ist die Vielweiberey nothwendig, so muß das Weib eine Stufe niedriger als der Manu stehen, und nur um feinetwillen geschaffen seyn.

Wir wissen zwar von der Bildung der Frucht im Mutterleibe überhaupt nur sehr wenig: doch ist mir wahrscheinlich, daß eine zufällige, physische Ursache jene Erscheinung erklären und zeigen kann, daß bey derselben kein Naturgesetz zum Grunde liegt. In *Forster's* Nachrichten von den Inseln der Südsee habe ich einige treffliche Bemerkungen über diesen Gegenstand gefunden, die meine Meynung deutlicher aus einander setzen werden. Er bemerkt daselbst, daß
unter

unter Thieren verschiednen Geschlechts, immer dasjenige von beyden Geschöpfen, welches das kraftvollste und feurigste ist, bey der Fortpflanzung den Vorzug behauptet, und des jungen Thiers Geschlecht entscheidet, und setzt hinzu: „Wenn man dieß auf die „Bewohner von Afrika anwendet, so ist klar, „daß dort die Männer, an Polygamie gewöhnt, durch den Gebrauch so vieler Weiber geschwächt werden, und daher nicht so munter und kraftvoll bleiben können. Die Weiber im Gegentheil sind hier von einem hitzigen Temperamente, nicht bloß deswegen, weil sie an und für sich schon reizbarere Nerven, eine empfindlichere Organisation und eine lebhaftere Phantasie besitzen; sondern auch aus dem Grunde, weil einer jeden derselben bey dieser Art von Ehe, in welcher sie leben, ein so großer Theil von physischer Liebe entgehen muß, welcher ihr ganz allein zukommen würde, wenn jeder Mann nur Eine Frau hätte: und so werden denn, aus den oben angeführten Gründen, in der Regel mehr Mädchen geboren.“ „Für

„Für die meisten Europäischen Länder
 „hat man durch die genauesten Sterbelisten
 „herausgebracht, daß das Verhältniß des
 „männlichen Geschlechts zu dem weiblichen
 „fast gleich ist, oder, wenn ja ein Unterschied
 „Statt findet, doch mehr Knaben, als Mäd-
 „chen, geboren werden, etwa in dem Ver-
 „hältniße von 105 zu 100.“

Die Nothwendigkeit der Vielweiberey er-
 hellt also hieraus keinesweges. Indefs bin
 ich ganz der Meynung, daß, wenn ein Mann
 eine Weibsperson verführt, ihre Verbindung
 von nun an als eine Ehe *zur linken Hand*
 betrachtet werden, und der Mann *nach Ge-
 setzen* verbunden seyn müßte, Mutter und
 Kinder zu unterhalten, es sey denn, daß Ehe-
 bruch, die natürliche Ehescheidung, dieses
 Gesetz wieder aufhöbe. Und dieß Gesetz
 müßte so lange in Kraft bleiben, als die
 Schwäche der Weiber noch Ursache seyn
 wird, das Wort *Verführung* zur Entschuldigung
 ihrer Gebrechlichkeit und ihres Man-
 gels an Grundfätzen zu gebrauchen; ja, so
 lange, als sie überhaupt in Hinsicht auf ihren

R

Unter-

Unterhalt, statt sich denselben durch Anstrengung ihrer Hände oder ihres Kopfes selbst zu verdienen, von dem Manne abhängig bleiben werden. Nur dürften freylich jene Weibspersonen, von denen ich oben sprach, nicht im eigentlichen Sinne für *Gattinnen* gelten; sonst würde gerade der Hauptzweck der ehelichen Verbindung vereitelt werden, und alle jene so fest verknüpfenden Zärtlichkeiten, die aus persönlicher Treue entspringen, und dieses Band so heilig machen, müßten da, wo weder Liebe noch Freundschaft die Herzen vereinigt, zu bloßem Eigennutze herabsinken. Die Frau, die dem Vater ihrer Kinder treu ist, flößt Achtung ein, und darf niemals wie eine gefallne Dirne behandelt werden. Uebrigens gebe ich sehr gerne zu, daß Mann und Weib zusammen leben müssen, um ihre Kinder gehörig zu erziehen, und daß es eben desswegen der Absicht der Natur durchaus zuwider ist, wenn ein Mann mehr als Eine Gattin hat.

Doch, so hoch ich auch den Ehestand, als die Grundlage fast jeder gefelligen Tugend schätze;

schätze; so wenig kann ich mich doch der Empfindung des innigsten Mitleidens für jene unglücklichen Geschöpfe erwehren, die von der menschlichen Gesellschaft gleichsam abgeschnitten, und durch eine einzige Verirrung aus allen jenen süßen Verbindungen, die Herz und Geist veredeln, herausgerissen werden. Ihr Versehen verdient oft nicht einmal den Namen von Verirrung: denn viele unschuldige Mädchen werden das Opfer eines aufrichtigen zärtlichen Herzens, und noch mehrere werden, wie man es mit einem starken Ausdrücke nennen kann, zu Grunde gerichtet, noch ehe sie den Unterschied zwischen Tugend und Laster kennen lernen — und so durch ihre Erziehung zur Schande vorbereitet, geben sie sich denn wirklich der Schande Preis. Freystätten und Magdalenenklöster sind nicht die rechten Heilmittel für solche Verwahrlosungen. Gerechtigkeit ist es, nicht Almosen, woran es in der Welt noch fehlt!

Ein Mädchen, die ihre Ehre verloren hat, glaubt, sie könne nun nicht tiefer sinken: in ihren vorigen Posten wieder einzutreten.

treten, ist unmöglich; keine Anstrengung ist im Stande, diesen Flecken wegzuwaschen. So verlöscht in ihrem Herzen noch der letzte Funke von Ehrbegierde, und, weil ihr kein andres Mittel übrig bleibt, fucht sie in dem schändlichsten Gewerbe ihren Unterhalt: ja noch mehr, ihr Charakter verschlimmert sich sehr bald durch Umstände, über die sich die arme Unglückliche nur sehr selten erheben kann, sie müßte denn einen außerordentlichen Grad von Verstand und Geisteskraft besitzen. Keine Noth erniedrigt den Mann zu dem schändlichen Gewerbe der Unzucht: indess Tausende von Weibern auf diese Weise gleichsam planmässig zum Laster geführt werden. Doch ist diese Erscheinung an den letztern grossentheils nur die Folge jener Unthätigkeit, in der man sie aufwachsen läßt, und der beständigen Lehren, die man ihnen giebt, ihre ganze Versorgung allein von dem Manne zu erwarten, und dagegen das Hingeben ihrer Person als die eigentliche Vergeltung seiner Bemühungen zu betrachten. So haben denn buhlerische Mienen und die ganze

ganze Wissenschaft der Ausschweifung mehr Gewalt über sie, als sinnliche Begierde oder Eitelkeit: und diese Bemerkung giebt nun weiter der herrschenden Meynung, daß mit der Keuschheit Alles, was an dem Weibe achtungswerth sey, verloren gehe, ein größeres Gewicht. Die ganze Schätzung ihres Charakters hängt von der Beobachtung *Einer* Tugend ab, ungeachtet die einzige Leidenschaft, die man in ihrem Herzen nährt — Liebe ist! Noch mehr, die Ehre eines Frauenzimmers soll ja nicht einmal von ihrem eigenen Willen abhängen dürfen.

Wenn *Richardson* *) *Clarissen* zu *Lovelace* sagen läßt, er habe ihre Ehre geraubt, so muß er wirklich seltsame Begriffe von Ehre und Tugend gehabt haben. Denn elend, über alle Beschreibung elend ist der Zustand eines Wesens, das sich ohne seine eigne Einwil-

R 3 ligung

*) *Dr. Young* erklärt sich in seinen Schauspielen, wo er von dem Unglücke spricht, welches dem Tageslichte ausweicht, ungefähr auf dieselbe Weise.

Anm. d. Vfrin.

ligung herabgewürdigt sehen muß! Gleichwohl habe ich diese übermäßige Strenge als ein heilsames Vorurtheil vertheidigen hören. Ich antworte darauf mit den Worten eines *Leibnitz*: „Vorurtheile sind oft nützlich: nur taugen sie gemeiniglich bloß dazu, andern Vorurtheilen wieder abzuhelpen.“

Die meisten Uebel des Lebens entspringen aus einer Begierde nach gegenwärtigem Genusse, die sich selbst zuvorläuft. Hierbey kömmt der Gehorsam, den man von den Weibern im Ehestande fordert, mit allem Rechte in Betracht: denn es ist wohl sehr natürlich, daß der Geist, wenn er durch unbedingte Abhängigkeit von Machtsprüchen sich abstumpft, seine eignen Kräfte nicht mehr anstrengt und das gehorsame Weib zur schwachen, unthätigen Mutter werden muß. Dürfte man auch annehmen, daß dieses nicht immer die Folge wäre; so läßt man doch bey einem Verfahren, durch welches man die Bildung eines ganzen Geschlechts auf Unterlassungspflichten beschränkt, alle Rücksicht auf einen künftigen Zustand des Daseyns so gut

gut als gänzlich aufser Acht. Ueberhaupt haben die Schriftsteller bey Behandlung der Moral, vorzüglich in Hinsicht auf die Weiber, nur gar zu oft die Tugend aus einem sehr eingeschränkten Gesichtspunkte betrachtet, und ihre Grundlage *einzig und allein* in ihren Nutzen für dieses Leben gesetzt: noch mehr, man hat diesem erstaunlichen Gebäude dadurch, daß man die wunderlichen, schwankenden Gefühle der Menschen zum Maassstabe der Tugend gemacht hat, seine ganze Haltbarkeit genommen. Ja, selbst Tugend und Religion haben sich den Ausprüchen des Geschmacks unterwerfen müssen.

Setzten die ungereimten Grillen der Männer uns nicht von allen Seiten zu, so müßte es fast ein Lächeln der Verachtung erregen, zu sehen, wie geschäftig sie sind, ein Geschlecht, dem sie, ihrer eigenen Aussage nach, die höchsten Freuden des Lebens verdanken, recht tief herabzuwürdigen. Oft habe ich ihnen auch mit voller Ueberzeugung *Pope's* Spott (über die Weiber) zurückgegeben: oder, mich richtiger auszudrücken, er schien

mir auf die ganze Menschengattung anwendbar. Trieb zum Vergnügen und Hang zur Herrschaft scheinen sich in die Menschheit getheilt zu haben; und der Ehemann, der in seinem kleinen Harem den Herrn spielt, denkt bloß an sein Vergnügen oder an seine Convenienz. Ja der unmäßige Hang nach Vergnügen kann — wer sollte es glauben? — die Menschen am Ende so weit irre führen, daß selbst mancher sonst ganz kluge Mann so gut wie der entkräftete Wollüstling, der sich bloß verheyrathet, um eine gesunde Beyeschläferin zu haben, Verführer seiner eignen Gattin wird. — So verjagt Hymen die Sittsamkeit und keusche Liebe entflieht auf immer!

Die Liebe, als sinnlicher Trieb betrachtet, kann ihre Nahrung nicht lange aus sich selbst ziehen, ohne sich zu zerstören: und diese Verlöfchen in ihrer eignen Flamme, kann man den gewaltsamen Tod dieser Leidenschaft nennen. Allein die Gattin, die auf diese Weise zur Buhlerin geworden ist, wird nun auch wahrscheinlich alles aufbieten, um die

die Lücke, die durch den Verlust der Zärtlichkeit ihres Mannes entstanden, wieder auszufüllen: denn so gutwillig wird sie sich jetzt nicht mit dem Posten einer Obermagd in dem Hause begnügen, wo sie vor kurzem noch wie eine Göttin behandelt wurde. Noch ist sie hübsch, und statt ihre Zärtlichkeit auf ihre Kinder überzutragen, sinnt sie bloß darauf, wie sie den Sonnenschein des Lebens recht genießsen will. Ueberdies giebt es viele Männer, die so wenig Verstand und Vaterfönn haben, daß sie in der ersten Aufwallung wollüstiger Zärtlichkeit ihren Gattinnen durchaus nicht erlauben, ihre Kinder selbst zu säugen. Sie müssen sich nur putzen, und ihnen zu gefallen leben: und Liebe, selbst unschuldige Liebe, sinkt bald zu niedrer Lust herab, wenn man ihrer Befriedigung die Ausübung einer Pflicht opfert.

Persönliche Zuneigung ist unleugbar eine sehr glückliche Grundlage für Freundschaft. Indess möchte doch zuweilen selbst dann, wenn zwey tugendhafte junge Leute in der Ehe zusammen kommen, das Eintreten irgend

gend eines Umstandes, der ihrer Leidenschaft Einhalt thäte, zu wünschen seyn: vielleicht würde die Erinnerung einer frühern Neigung oder einer unglücklichen Liebe ihre Ehe, wenigstens auf Einer Seite, zu einer mehr auf Achtung gegründeten Verbindung machen. In diesem Falle würden beyde Gatten über den gegenwärtigen Augenblick hinaussehen, ihrem ganzen Benehmen eine gewisse Würde zu geben suchen, und einen Plan zur Errichtung einer Freundschaft anlegen, die nichts als der Tod würde trennen können.

Freundschaft ist eine ernsthafte Sache: die erhabenste aller Neigungen, weil sie sich auf Grundsätze stützt und durch die Zeit immer mehr befestigt wird. Gerade das Gegentheil kann man von der Liebe sagen. Auch können Liebe und Freundschaft nicht in einem beträchtlichen Grade neben einander in Einem Herzen bestehen: sind es verschiedene Gegenstände, die beyde Neigungen einflößen, so wird allemal eine die andre schwächen und zerstören; ja sogar für Einen und denselben Gegenstand können sie nur nach einander

der empfunden werden. Die leeren Beforgnisse und zärtliche Eifersucht, Lüfte, welche, klüglich oder künstlich in Bewegung gesetzt, die Flamme der Liebe anfachen, sind mit dem sanften Zutrauen und der lautern Achtung der Freundschaft durchaus unverträglich.

Liebe, so wie sie die glühende Feder des Genie's gezeichnet hat, existirt, entweder gar nicht auf der Erde, oder sie wohnt nur in jenen erhöhten, brausenden Phantasien, die solche gefährliche Gemälde entworfen haben. Gefährlich nenne ich diese Gemälde nicht nur deswegen, weil sie dem Wollüstling, welcher nackte Sinnlichkeit unter dem Schleyer der Empfindsamkeit verbirgt, eine scheinbare Entschuldigung an die Hand geben, sondern auch, weil sie Affektation verbreiten und der Tugend ihre Würde rauben. Die Tugend muß, in ihrer ächten Gestalt, wenn auch nicht mit saurer, doch mit ernster Miene erscheinen: wer sich alle Mühe giebt, sie mit dem Flitterstaate des Vergnügens — ein Ausdruck, den man so oft für gleich-

gleichbedeutend mit Schönheit nimmt — herauszuputzen, thut eben so viel, als wenn er ihr einen Pallast auf einem Berge von Flugland baute; ein verrätherischer Versuch, durch anscheinende Verehrung ihren Untergang zu beschleunigen. Tugend und Vergnügen sind wirklich in diesem Leben nicht so unzertrennlich mit einander verbunden, als einige beredte Schriftsteller darzuthun gesucht haben. Das Vergnügen flicht immer einen welkenden Kranz, mischt immer eine berauschende Schale: die Frucht hingegen, die die Tugend bringt, ist Belohnung für Mühe. Sie gewährt uns, so wie wir sie allmählig reifen sehen, nur eine stille Zufriedenheit; ja, weil sie so ganz in den natürlichen Gang der Dinge hineingehört, wird sie zuweilen kaum von uns bemerkt. So wird das Brod, unser gemeinstes Nahrungsmittel, das unsern Körper stärkt und unsre Gesundheit erhält, nur gar selten von dem Menschen als eine Wohlthat betrachtet: sein Herz ergötzen mehrentheils nur Gastereyen, obgleich Krankheit und Tod in jeder Schale, in jeder

Lek-

Leckerspeise, die seine Lebensgeister erhöhen oder seinen Gaum kitzeln, verborgen lauscht. Eine lebhaft, erhitzte Phantasie mahlt das Bild der Liebe, so wie jedes andre Bild, mit den glühenden Farben, die ihre kühne Hand von dem Regenbogen raubt. Sie wird dabey von einem Triebe geleitet, der in einer Welt, wie diese, verurtheilt ist, seinen erhabenen Ursprung durch rastloses Ringen nach unerreichbarer Vollkommenheit zu beweisen, und der ohne Aufhören ein Etwas verfolgt, was er selbst für einen flüchtigen Traum erkennen muß. Eine Phantasie von so feuriger Art ist im Stande, den unzusammenhängendsten Gestalten Leben einzuhauchen, und selbst leeren Gedankenspielen, auf welche die Seele natürlich verfällt, so bald sie die Wirklichkeit unschmackhaft findet, Festigkeit zu geben. Sie kann nun die Liebe mit himmlischen Reizen malen und am hohen Ideal mit Entzücken hangen — sie kann seinen Grad gegenseitiger Zuneigung erdenken, welche die Seele reinigen, und selbst dann, wenn sie als „Leiter zum
Him-

Himmlichen“ gedient hat, noch fortdauern muß; und sie kann diese Innigkeit, gleich der Andacht jede minder edle Neigung, jedes niedere Streben verschlingen lassen. Ja, den Augen der Geliebten, die mit verschlungenen Armen gleichsam in einem Tempel thronen, dessen Gipfel sich in die Wolken verliert, ist die ganze Welt — jeder Gedanke und Wunsch entschwunden, der nicht reine Liebe und dauernde Tugend nährt. — Dauernde Tugend! Ach, Rousseau, ehrwürdiger Schwärmer! dein Paradies würde bald durch das Einschleichen manches unerwarteten Gastes entweiht werden. Gleich dem des Milton würde es bald nur Engel oder Menschen, die unter die Würde vernünftiger Geschöpfe herabgesunken wären, in sich fassen. Glückseligkeit ist nichts Körperliches; sie läßt sich nicht sehen und nicht fühlen! Dennoch erklärt das rastlose Streben nach dem Guten, welches sich ein Jeder auf seine Weise denkt, den Menschen laut genug für den Herrn dieser Unterwelt und für ein verständiges Wesen, das Glückseligkeit nicht als Geschenk anneh-

annehmen, sondern als verdienten Lohn er-
 ringen soll. Wer sich demnach über die
 Täuschungen der Leidenschaft beklagt, der
 bedenkt nicht, daß er gegen einen starken
 Grund für die Unsterblichkeit der Seele
 spricht.

Doch man darf getrost solche Geister, die
 sich über das Gewöhnliche erheben, sich
 selbst und ihrem eignen Klügerwerden über-
 lassen, obgleich diese Weisheit, zu welcher
 sie durch Selbsterfahrung gelangen, ihnen
 theuer genug zu stehen kömmt. Die einzige
 Bemerkung muß ich hier beyfügen, daß ich
 das weibliche Herz durch die Ausbildung des
 Verstandes nicht sowohl vor starken, anhal-
 tenden Leidenschaften, als vielmehr vor ro-
 manhaften, schwankenden Gefühlen zu ver-
 wahren wünsche. Denn diese paradiesischen
 Träumereyen sind weit öfter Ausgeburten
 des Müßiggangs, als Kinder einer lebhaften
 Phantasie.

Die Weiber haben selten ernsthafte Beschäf-
 tigung genug, ihre Gefühle in Ruhe zu erhalten.
 Ein Wirbel eitler, kleinlicher Wünsche, in dem
 sie

sie sich herumtreiben, raubt ihnen alle Stärke der Seele und Organe, und so müssen sie natürlich bloß Gegenstände für die Sinne werden. — Kurz, der ganze Geist der weiblichen Erziehung (die Erziehung durch das gesellschaftliche Leben) zielt darauf ab, den Mädchen mit den besten Anlagen eine romanhafte und unbeständige, und den übrigen eine frivole und niedrige Denkungsart zu geben. In dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft dürfte sich diesem Uebel, wie ich sehr fürchte, kaum einigermaßen abhelfen lassen; sollte indes einstens eine rühmlichere Ehrbegierde unter den Menschen Wurzel fassen, so würde auch dieß Geschlecht der Natur und der Vernunft sich nähern, es würde in demselben Verhältnisse tugendhafter und nützlicher werden, in welchem es sich achtungswerther machte.

Allein, ich wage es zu behaupten, daß die Vernunft der Weiber nie Stärke genug, ihr Betragen zu leiten, erreichen wird, so lange das, was man in der Welt eine Rolle spielen nennt, noch der Hauptwunsch der meisten Menschen bleibt. Diesem thörichten Wun-

Wünsche pflegt man jede noch so natürliche Neigung und die gemeinnützigsten Tugenden aufzuopfern. So heyrathet manches Mädchen bloß, um (wie es mit einem gemeinen, aber bedeutungsvollen Ausdrücke heißt) *sich zu verbessern*. Ihr Herz hat sie so vollkommen in ihrer Gewalt, daß sie sich das *Verlieben* schlechterdings nicht eher erlaubt, als sich ein Mann mit einem sehr ansehnlichen Vermögen zeigt. Ueber diesen Gegenstand gedenke ich mich unten noch ausführlicher zu verbreiten: jetzt mußte ich nur auf ihn hindeuten, weil die Weiber sich so oft dadurch herabwürdigen, daß sie ihr jugendliches Feuer durch die eigennützige Weltklugheit ersticken lassen.

Aus eben dieser Quelle fließt auch das Vorurtheil, junge Mädchen müßten den größten Theil ihrer Zeit der Arbeit mit der Nadel widmen: und doch werden ihre Seelenkräfte gerade durch diese Beschäftigung mehr als durch jede andre, die man für sie wählen könnte, abgestumpft, weil sie ihre Gedanken so ganz auf ihren Körper beschränkt. Die Männer be-

S

stel-

stellen ihre Kleider bey dem Schneider, und damit sind sie fertig: die Weiber hingegen machen sich ihren Anzug, sey es zum Bedürfnis oder zum Schinuck, mit eigener Hand, und sprechen nun auch von weiter Nichts als von ihrem Anzug — man kann sagen, daß ihre Gedanken beständig ihren Händen folgen. Ich will ganz und gar nicht behaupten, daß die Zubereitung eines Bedürfnisses an sich den Verstand schwäche; nein, nur der leidige Flitterstaat ist es, der diese Wirkung hervorbringt. Denn wenn eine gemeine Frau die Kleidungsstücke für ihren Mann und für ihre Kinder selbst verfertigt, so thut sie ihre Schuldigkeit und diese Arbeit ist ein Theil ihrer Berufsgeschäfte: so bald hingegen Frauenzimmer nur deswegen dergleichen Arbeiten vornehmen, um sich vornehmer putzen zu können, als sie außerdem im Stande seyn würden, so ist dies etwas Schlimmeres als bloßer Zeitverlust. Will man die Armen tugendhaft sehen, so muß man sie beschäftigen; und die Weiber aus dem Mittelstande könnten (wenn sie nur nicht die Moden des

Adels,

Adels, dessen ungezwungenen Anstand sie doch nie erreichen werden, nachäfften) dies hinlänglich thun, wenn sie dafür selbst ihrem Hauswesen vorstehen, ihre Kinder unterrichten und ihren Verstand ausbilden wollten. Gartenarbeit, Erfahrungsphilosophie und Literatur würden ihnen Gegenstände genug zum Nachdenken und Stoff zur Unterhaltung darbieten, wodurch ihr Verstand immer mehr geübt werden würde. Der Umgang der Französischen Frauenzimmer, die man nicht so fest auf den Stuhl bindet, um Kopfzeuge zu bauen und Bänder zu weben, ist zwar oft oberflächlich genug; allein er ist, meines Erachtens, doch nicht halb so abgeschmackt, als die Unterhaltung der Engländerinnen, die ihr ganzes Leben an Mützen, Hüten und all dem leidigen Flitterstaate arbeiten müssen — der Krämereyen, Mäkeleyen, und was dergleichen mehr ist, gar nicht zu gedenken. Und es sind gerade die ehrbaren, klugen Weiber, die durch dergleichen handwerksmäßige Geschäfte sich am meisten erniedrigen; denn der einzige Beweggrund, der sie

dabey leitet, ist Eitelkeit. Die Buhlerin, die ihren Geschmack verfeinert, um ihre Person reizender zu machen, hat doch noch einen höhern Zweck.

Alle diese Bemerkungen führen auf eine allgemeine zurück, die ich oben gemacht habe, und die man nicht oft genug einschärfen kann. Die Rede sey von Männern, von Weibern, oder von Ständen und Gewerben; immer wird man finden, daß die Gegenstände, die ihre Gedanken vorzüglich und am meisten beschäftigen, sowohl dem Charakter der Klasse überhaupt, als auch dem der Individuen insbesondere, ein eigenthümliches Gepräge geben. Nun aber flattern die Gedanken der Frauenzimmer unaufhörlich um ihren Körper herum; ist's noch zu verwundern, daß ihr Körper für das Wichtigste an ihnen gilt? Gleichwohl wird selbst zu einer feinen Bildung des Aeufsern ein gewisser Grad von Selbstständigkeit erfordert: und der Mangel derselben mag unter andern ein Grund seyn, warum manche niedliche Weiber, ausser dem Geschlechtsreize so wenig Anziehendes haben.

Man

Man bedenke dabey noch, daß sitzende Beschäftigungen den größten Theil der Weiber kränklich — und falsche Begriffe von weiblichen Vorzügen sie obendrein noch auf diese Zartheit stolz machen, die doch im Grunde nur eine Fessel mehr ist, welche ihre ganze Aufmerksamkeit beständig auf ihren Körper zieht und eben dadurch die Thätigkeit ihres Geistes lähmen muß.

Weiber von hohem Stande pflegen nur selten bey Verfertigung ihres Anzugs selbst mit Hand anzulegen: er ist folglich für sie nur Sache des Geschmacks, und, weil sie, sobald ihre Toilette gemacht ist, wenig mehr an dieses Flitterwerk denken, so gewinnen sie daher jene leichte Anmuth und Ungezwungenheit, welche man so selten in dem Betragen andrer Weiber findet, die sich bloß putzen, um sich zu putzen. In der That, die Bemerkung, daß in dem Mittelstande allein geistige Vorzüge am besten gedeihen, läßt sich durchaus nicht auf das weibliche Geschlecht ausdehnen. Denn es ist gar nicht abzuleugnen, daß die Weiber vom ersten

Range, die wenigstens noch einen Anstrich wissenschaftlicher Bildung zu bekommen und sich häufiger mit Männern über allgemeine Gegenstände zu unterhalten pflegen, weit mehr eigentliche Kenntnisse besitzen, als die vom zweyten, die nur ihre Moden und Fehler nachäffen, ohne ihre wirklichen Vorzüge zu erreichen. Tugend (das Wort in der weitem Bedeutung genommen) habe ich noch am meisten in den niedern Ständen gefunden. Viele arme Weiber ernähren ihre Kinder im Schweisse ihres Angesichts und wissen ein Vermögen zusammen zu halten, das die Laster der Hausväter verschleudert haben würden: dahingegen vornehmere Frauen, um auf eine thätige Weise tugendhaft zu seyn, viel zu träge, und durch Kultur viel mehr entnervt, als verfeinert sind. Fürwahr, der gesunde Verstand, den ich unter armen Weibern, für welche die Erziehung nur sehr wenig thun konnte und die doch so heldenmüthig handelten, angetroffen habe, bestärkt mich fest in der Meynung, dass bloß unbedeutende Beschäftigungen das

Weib

Weib zu einem unbedeutenden Wesen herabgesetzt haben. *k)* Die Männer nehmen ih-

S 4

ren

k) Desto unzufriedner muss man mit allen Anstalten seyn, welche man für arme Mädchen und Weiber macht um ihnen, durch Verfertigung von Spitzen, Putzwerk und andern ganz unnützen Sachen, Unterhalt zu verschaffen. Was gewinnt denn die menschliche Gesellschaft durch dergleichen Kindereyen? gar nichts. Es wird dadurch den Weibern nur mehr Reiz gegeben ihre Männer in Contribution zu setzen, und Aufwand auf ganz unnütze Dinge zu machen, den sie vielleicht zur Anschaffung der dringendsten Bedürfnisse nöthig hatten. Die Weiber und Mädchen hingegen leiden bey solchen Arbeiten unaussprechlich viel. Ihr Körper wird, durch das beständige Sitzen siech, ihre Arme kraftlos, ihr Verstand bleibt unentwickelt, weil er mit lauter Kleinigkeiten sich beschäftigt, und das Herz? diess findet warlich auch wenig Beruhigung. Bey mühsamen Geschäften ist das gewiss immer die größte Belohnung, dass man sich bewusst ist, man habe etwas zum Wohle der Menschheit gethan. Wenn aber ein solches Geschöpf, nach vollbrachtem Tagewerk, sich selbst fragt: was habe ich für die menschliche Gesellschaft heute nützliches gethan? und muss sich antworten: ich habe eine Ehle Spitzen geknöpelt — was kann dieses Bewusstseyn für Beruhigung geben?

Giebts

ren Körper,*) und ihren Geist läßt man ver-
rosten! Die Folge davon muß immer diese
seyn: so lange der Mann physische Liebe als
seine angenehmste Erholung betrachten und
sich dadurch entkräften wird; so lange wird
er sich auch bemühen, das Weib in der Skla-
verey zu erhalten — und wer sagt uns, wie
viele Generationen dazu gehören, um den
befreyten Abkömmlingen verworfner Skla-
ven für Tugend und Talente wieder Muth
und Kraft zu geben?**)

Ich habe bey Auffuchung der Ursachen,
welche, meiner Ueberzeugung nach, die Wei-
ber

Giebts denn kein Land mehr, welches be-
pflanzt werden kann? ist denn der Gartenbau
nicht für die Gesellschaft nützlicher, und dem
Körper, dem Verstande, dem Herzen zuträgli-
cher, als dergleichen Spielereyen? S.

*) „Ich nehme ihren Körper,“ sagt Ranger.

A. d. Vfrin.

**) „Angenommen, die Weiber wären aus selbst-
eigner Wahl Sklavinnen — so ist Sklaverey,
„sie sey von welcher Art sie immer wolle, mit
„der Glückseligkeit und Veredlung der Mensch-
„heit unverträglich.“

Knox's Versuche.

ber herabgewürdigt haben, meine Bemerkungen auf diejenigen eingeschränkt, welche allgemein auf die Sittlichkeit und die Sitten des ganzen Geschlechts wirken: und es scheint mir ausgemacht zu seyn, daß sie alle aus Mangel an Verstand entspringen. Ob nun dieser Mangel wieder aus einer physischen, oder aus einer zufälligen Schwäche der weiblichen Seelenkräfte abzuleiten ist? das kann allein die Zeit entscheiden: denn auf die wenigen Beyspiele von Weibern,*) die eine männliche Erziehung gehabt und eben dadurch Seelenstärke und Entschlossenheit bekommen haben, will ich bey dieser Frage eben kein großes Gewicht legen. Nur bey der Behauptung beharre ich, daß die Män-

S 5

der

*) *Sappho, Heloise, Mrs. Macaulay, die Kaiserin von Rußland, Mlle d'Eon*, und viele andre ihres Geschlechts darf man immer als Ausnahmen betrachten: und sind denn nicht alle Helden und Heldinnen Ausnahmen von der allgemeinen Regel? Ich wünsche in den Weibern weder Heldinnen noch Thiere, sondern vernünftige Geschöpfe zu sehen.

Anm. d. Vfrin.

ner, die sich in ähnlichen Lagen befinden,
auch einen ähnlichen Charakter erhalten,
(ich verstehe hier ganze Gesellschaften von
Männern) und dass Männer von Genie und
Talent aus einer Klasse aufgestanden sind, in
welcher die Weiber noch niemals eine Stelle
gehabt haben.

Fünftes Kapitel.

Widerlegung einiger Schriftsteller, welche die Weiber als Gegenstände eines Mitleids, das an Verachtung grænzt, aufgestellt haben.

Noch sind die Ideen, die man in einigen neuern Werken über den weiblichen Charakter und über weibliche Erziehung nicht ohne Schein vorgetragen hat, und in denen der Grund der meisten flüchtigen, über das ganze Geschlecht ausgesprochenen Urtheile aufgesucht werden muß, etwas genauer zu prüfen.

Erster Abschnitt.

Ich will mit *Rousseau* anfangen, und eine Skizze des weiblichen Charakters mit seinen eignen Worten und von meinen Anmerkungen und Kritiken begleitet liefern. Zwar werden meine Bemerkungen alle von wenigen

gen einfachen Grundsätzen ausgehen, und aus dem, was ich bereits gesagt habe, mit leichter Mühe abzuleiten seyn; allein jenes ganze künstliche Gebäude ist mit so viel Schlaueit angelegt, daß ich es für nöthig halte, die einzelnen Theile desselben anzugreifen, und die Anwendung meiner Grundsätze selbst zu machen.

Sophie, sagt Rousseau, soll ein eben so vollkommenes Weib seyn, als Emil ein vollkommener Mann ist: sie dazu auszubilden, muß man erst untersuchen, was für einen Charakter die Natur ihrem Geschlechte gegeben hat.

Er sucht hierauf zu beweisen, das Weib müsse schwach und duldsam seyn, weil sie weniger körperliche Stärke als der Mann besitze, und zieht daraus den Schluss, ihre Bestimmung und Pflicht wäre, ihm zu gefallen, unterworfen zu seyn, und sich ihrem Gebieter *angenehm* zu machen — weil dieß der Hauptzweck ihres Daseyns sey *). Um indef-

*) Ich habe die Stelle bereits oben Seite 169 eingerückt.

dessen der sinnlichen Lust noch einigen Schein von Würde zu geben, dringt er sehr darauf, daß der Mann die Befriedigung seiner Wünsche nicht durch Gewalt von dem Weibe erzwingen, sondern ganz von ihrem freyen Willen abhängen lasse.

„Eine dritte Folge, die sich aus der verschiedenen Einrichtung beyder Geschlechter ergibt, ist diese, daß das stärkere dem Anschein nach Herr seyn, und im Grunde doch von dem schwächeren abhängen kann. Diefes ist nicht etwa bloß als ein frivoles Herkommen der Galanterie oder als eine prahlerische Großmuth des beschützenden Theils zu betrachten, sondern als ein unveränderliches Gesetz der Natur, die dem Weibe die Erweckung der Wünsche leichter gemacht hat, was dem Manne die Befriedigung derselben, und die eben dadurch letztern, er mag wollen oder nicht, von dem guten Willen der erstern abhängig gemacht, und ihn gezwungen hat, auch seinerseits sich gefällig zu machen, damit er mit ihrer Einwilligung der

„Stär-

„Stärkere seyn dürfe *). Das Angenehmste,
 „was für den Mann in einem solchen Siege
 „zu liegen pflegt, ist der Umstand, daß es im-
 „mer noch zweifelhaft bleibt, ob es Schwä-
 „che war, die der Stärke weichen mußte,
 „oder guter Wille, der sich ergab; und es ist
 „ein sehr gewöhnlicher Kunstgriff der Wei-
 „ber, diesen Zweifel stets zwischen sich und
 „dem Manne obwalten zu lassen. Der Geist
 „der Weiber paßt hierin vollkommen zu ih-
 „rer körperlichen Einrichtung: weit ent-
 „fernt über ihre Schwäche zu erröthen, rech-
 „nen sie vielmehr dieselbe sich zur Ehre an.
 „Ihre zarten Muskeln leisten keinen Wider-
 „stand: sie affektiren eine Unfähigkeit, selbst
 „die leichtesten Lasten zu heben — sie wür-
 „den sich schämen stark zu seyn; und wa-
 „rum? Die Ursache ist nicht bloß die, daß
 „sie zärtlich scheinen wollen, nein es liegt
 „dabey noch eine arglistige Vorsicht im Hin-
 „tergrunde: sie suchen sich hierdurch schon
 „im Voraus Entschuldigungen, und das Recht,
 „wenn

*) Welcher Unfinn!

Anm. d. Vfrin.

„wenn sie es nöthig finden, schwach zu seyn,
 „zu sichern *).“

Ich habe diese Stelle hier eingerückt, um meine Leser nicht zu dem Argwohn zu veranlassen, als hätte ich vielleicht das Raisonnement dieses Schriftstellers verdreht, um meine Behauptungen zu stützen. Uebrigens habe ich bereits oben meine Ueberzeugung erklärt, daß diese Sätze, zur Grundlage der weiblichen Erziehung angenommen, zu einem System von Arglist und ausschweifender Sinnlichkeit führen müssen.

Angenommen, das Weib wäre bloß dazu geschaffen, dem Manne zu gefallen, und unterworfen zu seyn — so ist die Folgerung richtig, daß sie dem Bedürfnisse, ihrem Gebieter sich angenehm zu machen, jede andere Rücksicht aufopfern muß. Laßt immer diesen thierischen Wunsch der Selbsterhaltung die Haupttriebfeder aller ihrer Handlungen seyn, so bald ausgemacht ist, daß ihr Charakter in das eiserne Bette des Busiris einpassen, und sich, ohne alle Rücksicht auf moralische

*) Rousseau's Emil. Band 3. Buch 5. zu Anfang.

sche oder physische Unterschiede, ausdehnen oder zusammenziehen lassen muß. Wenn sich dagegen, wie ich überzeugt bin, beweisen läßt, daß die Zwecke selbst dieses Erdenlebens, im Ganzen betrachtet, durch praktische, auf jener unwürdigen Grundlage aufgeführte Regeln völlig zerrüttet werden; so wird man mir doch auch erlauben, den Satz, daß das Weib bloß um des Mannes willen geschaffen sey, für's erste noch zu bezweifeln. Ja, sollte man auch ein Geschrey über Gottesvergeffenheit, vielleicht gar über Gotteseleugnung gegen mich erheben, so erkläre ich doch geradezu: und wenn auch ein Engel vom Himmel käme, mir zu sagen, Moses schöne, poetische Kosmogonie und seine Geschichte des Falls des ersten Menschen wären im buchstäblichen Sinne wahr; so könnte ich doch schlechterdings Nichts glauben, was meine Vernunft als etwas den Charakter des höchsten Wesens Herabwürdigendes verwirft: und, da ich mich eben nicht sehr vor dem Teufel fürchte, so wage ich es, diesen Unglauben eine Eingebung der Vernunft zu nennen,

nen, statt meine Schwäche dem ersten Verführer meines gebrechlichen Geschlechts auf seine breiten Schultern zu wälzen.

„Sobald einmal erwiesen ist“ fährt Rousseau fort, „dass Mann und Weib (von Natur) nicht einerley Temperament und Charakter haben, noch haben dürfen; so folgt daraus von selbst, dass sie auch nicht auf dieselbe Weise erzogen werden müssen. Geht man den Winken der Natur nach, so ergiebt sich, dass beyde zwar zu Einer Absicht wirken, deswegen aber doch nicht einerley thun sollen. Der Endzweck ihrer Bestrebungen muss Einer und derselbe, allein die Mittel zur Erreichung desselben, und folglich auch der Geschmack und die Lieblingsneigungen müssen für beyde verschieden seyn.“

„Ich mag die eigenthümliche Bestimmung der Weiber betrachten, oder ihre Neigungen beobachten, oder endlich ihre Pflichten durchgehen — überall scheint mir Alles gerade auf jene, ihnen einzig angemessene

T

„Er-

„Erziehungsweise hinzuweisen. Das Weib
 „und der Mann sind beyde für einander ge-
 „macht: aber ihre gegenseitige Abhängigkeit
 „von einander ist nicht von einerley Art.
 „Die Männer hängen von den Weibern bloß
 „durch ihre sinnlichen Wünsche ab: die Wei-
 „ber sind von den Männern sowohl durch ih-
 „re Wünsche, als auch durch ihre Bedürf-
 „nisse abhängig. Wir könnten eher ohne
 „sie, als sie ohne uns bestehen.“

„Aus diesem Grunde muß die Erziehung
 „der Weiber stets in Beziehung auf ihr Ver-
 „hältniß zu den Männern betrachtet werden.
 „Ihnen zu gefallen und nützlich zu seyn, sich
 „ihnen lieb und werth zu machen, sie als
 „Kinder zu erziehen, und als Erwachsene zu
 „verpflegen, ihnen mit Rath und Trost beyzu-
 „stehen, und das Leben angenehm und süß
 „zu machen — das sind die Pflichten der
 „Weiber zu allen Zeiten, und dazu sollten
 „sie schon von Kindheit auf angewiesen wer-
 „den. So lange wir nicht auf diesen Grund-
 „satz zurückgehen, entfernen wir uns von
 „dem

„dem Ziele und alle Vorschriften, die wir
 „ihnen geben, werden weder ihre Glückse-
 „ligkeit, noch die unfrige vermehren.“

„Die kleinen Mädchen lieben den Putz
 „fast schon in der Wiege. Nicht zufrieden,
 „hübsch zu seyn, wollen sie auch dafür an-
 „erkannt werden. An ihrem kleinen Mie-
 „nen- und Geberdenspiele sieht man deutlich,
 „dass dieses Streben sie schon beschäftigt:
 „und kaum sind sie im Stande zu verstehen,
 „was man ihnen sagt, so lenkt man sie auch
 „schon dadurch, dass man ihnen sagt, was
 „die Leute von ihnen denken werden. Der-
 „selbe Beweggrund würde, kleinen Knaben
 „vorgehalten, gewiss unrecht angebracht seyn,
 „und bey weitem nicht so viel auf sie wir-
 „ken. Wenn sie nur ihre Freyheit behalten,
 „und zu spielen haben, so kümmern sie sich
 „sehr wenig darum, was man von ihnen den-
 „ken mag. Es wird sehr viel Zeit und Mü-
 „he erfordert, sie demselben Gesetze zu un-
 „terwerfen.“

„Woher auch diese erste Lehre den Mäd-
 „chen komme; immer wird sie von entſchie-
 „denem Nutzen für ſie ſeyn. Da der Kör-
 „per, ſo zu ſagen, früher als die Seele gebo-
 „ren wird; ſo muß auch die erſte Bildung,
 „welche man verſucht, die körperliche ſeyn:
 „diese Ordnung bleibt für beyde Geſchlech-
 „ter dieſelbe, allein der Gegenſtand dieſer
 „Bildung iſt für jedes derſelben ein anderer.
 „Bey dem einen Geſchlechte iſt es die Ue-
 „bung körperlicher Kraft; bey dem andern
 „die Entwicklung körperlicher Reize: nicht
 „als ob von dieſen beyden Anlagen (zur
 „Stärke und zur Schönheit) immer nur die
 „eine ausſchließlich in einem von beyden
 „Geſchlechtern ausgebildet werden dürfte;
 „nein, man muß bloß die Ordnung, in der
 „man ſie ausbildet, bey beyden umkehren.
 „Die Weiber müſſen Stärke genug haben, Al-
 „les, was ſie thun, mit Anmuth zu thun; die
 „Männer müſſen Geſchicklichkeit genug be-
 „ſitzen, Alles, was ſie thun, mit Leichtig-
 „keit zu verrichten.“

„Die

„Die Kinder beyderley Geschlechts haben
 — und zwar mit allem Rechte — sehr viele
 „Vergnügungen mit einander gemein: bleibt
 „dies nicht auch der Fall, wenn sie erwach-
 „sen sind? — Indessen hat jedes Geschlecht
 „auch wieder seinen eigenthümlichen Ge-
 „schmack, seine besondern Lieblingsneigun-
 „gen, wodurch es sich von dem andern un-
 „terscheidet. Die Knaben gehen gerne sol-
 „chen Spielen nach, die viel Bewegung er-
 „fordern, und mit Geräusch verbunden sind,
 „wie zum Beyspiel das Trommelschlagen,
 „Kreiselpeitschen und Fahren mit kleinen
 „Wagen: die Mädchen hingegen lieben mehr
 „solche Dinge, die in die Augen fallen und
 „zum Putze dienen, als Spiegel, Galanterie-
 „waaren, Läppchen, und vorzüglich Puppen.
 „Die Puppe ist der vorzüglichste Zeitvertreib
 „kleiner Mädchen: ein Geschmack, der bey
 „ihnen entschieden, und augenscheinlich ihrer
 „künftigen Bestimmung angemessen ist. Die
 „Kunst zu gefallen liegt, so weit sie auf dem
 „Physischen beruht, bloß im Putze: und
 T 3 „nur

„nur dieser Theil jener Kunst ist es, den
„Kinder zu betreiben im Stande sind.“

„Wir sehen also hier einen ersten, sehr
„entschiedenen Geschmack, den wir nur ver-
„folgen und leiten dürfen. Ganz gewiss
„würde die Kleine von Herzen gern, wenn
„sie's nur verstünde, ihre Puppe selbst auf-
„putzen, ihr die Armschleifen, das Halstuch,
„den Kopfputz und die Spitzen selbst zurech-
„te machen: allein man läßt ihr bey dem
„allen ihre Abhängigkeit von dem Belieben
„Andrer so empfindlich fühlen, daß es ihr
„selbst bequemer seyn würde, wenn sie Al-
„les ihrem eignen erfindsamen Fleisse verdan-
„ken müßte. Auf diese Weise entwickelt sich
„die Vernunft aus den ersten Anweisungen,
„die man ihr hierüber ertheilt: das sind für
„sie nicht Arbeiten, die man ihr aufgibt,
„nein, es sind Gefälligkeiten, die man ihr er-
„zeigt. Und, in der That, fast alle kleine
„Mädchen lernen mit Widerwillen lesen und
„schreiben: die Nadel hingegen zu führen
„lernen sie allezeit sehr gern. Sie sehen sich
„schon

„schon im Geist erwachsen, und denken mit
 „Vergnügen daran, daß diese Geschicklich-
 „keiten sie einst in den Stand setzen werden,
 „sich zu putzen.“

Dies ist doch fürwahr eine bloße Erzie-
 hung des Körpers! Allein, Rousseau ist nicht
 der Einzige, der eben nicht undeutlich zu
 verstehen gegeben hat, daß schon die bloße
 Person eines *jungen* Frauenzimmers, ohne
 im geringsten Geist zu besitzen, (man müßte
 denn bloßes jugendliches Feuer als gleich-
 bedeutend dafür gelten lassen) einnehmend
 sey. Um ihren Körper schwach, oder, wie
 es einige nennen mögen, schön zu machen,
 wird ihr Verstand vernachlässigt, und man
 zwingt das Mädchen, stille zu sitzen, mit
 der Puppe zu spielen und auf alberne Histör-
 chen zu horchen — und was auf solche Wei-
 se die Gewohnheit wirkt, das giebt man als-
 dann für entschiedene Naturwinke aus. Ich
 weiß sehr gut, daß Rousseau's Meynung war,
 die ersten Jahre der Jugend müßten zur Bil-
 dung des Körpers angewandt werden, wenn
 er gleich bey der Erziehung seines Emils von

diesem Plane etwas abgeht. Allein: den Körper stärken, wovon Geistesstärke grossentheils abhängt, und, ihm bloß einen ungewungenen Anstand geben, dazwischen ist doch ein grosser Unterschied.

Man darf hierbey nicht unbemerkt lassen, daß Rousseau seine Beobachtungen in einem Lande machte, wo die Kunst zu gefallen nur verfeinert wurde, um dem Laster seine auffallende Rauheit zu nehmen. Er gieng nicht bis auf die Natur zurück, oder seine herrschende Sinnlichkeit störte seine Vernunft in ihren Verrichtungen; sonst würde er nimmermehr solche rohe Folgerungen gezogen haben.

In Frankreich werden Knaben und Mädchen, vorzüglich aber die letztern, bloß erzogen um zu gefallen; man macht sie einzig und allein auf Haltung ihres Körpers und auf ihr äusseres Benehmen aufmerksam: dagegen wird ihre Seele schon in einem sehr frühen Alter, durch die weltlichen und geistlichen Verwahrungsregeln verdorben, die man ihnen einprägt, um sie gegen Unsittsamkeit zu schütz-

schützen. Ich spreche von vergangenen Zeiten. Selbst die Geständnisse, welche Mädchen, die noch weiter nichts als Kinder waren, in der Beichte ablegen mußten, und die Fragen, die ihnen der heilige Mann dabey vorlegte, (ich habe diese Thatfachen von glaubwürdigen Personen) waren schon hinreichend, ihnen einen weiblichen Charakter aufzudrücken: mit Einem Worte, die Erziehung, so wie sie die Gesellschaft gab, war eine Schule von Gefallsucht und Ränken. In einem Alter von zehn bis elf Jahren, ja, oft noch weit früher, fiengen die Mädchen an die Coquetten zu spielen, und durften ungeschent von einem Etablissement in der grossen Welt durch Heyrath schwatzen.

Kurz, man machte sie fast von der Wiege an zu Weibern, und statt auf gute Lehren zu hören, mußten sie auf Complimente horchen. Da auf diese Weise ihr Geist geschwächt wurde, so sollte nun die Natur wie eine Stiefmutter verfahren seyn, als sie diesen Nach-Gedanken der Schöpfung bildete.

Indefs, gestand man ihnen einmal keinen Verstand zu; so verfuhr man sodann ganz folgerichtig, wenn man sie einem von der Vernunft unabhängigen Ansehen unterwarf. Um sie zu dieser Unterwürfigkeit vorzubereiten, ertheilt ihnen Rousseau folgende Rathschläge.

„Die Mädchen müssen thätig und arbeit-
sam seyn: noch mehr, sie müssen bey Zei-
ten den Zwang ertragen lernen. Dieses
„Unglück (wenn es für sie diesen Namen
„verdient) ist von ihrem Geschlechte un-
zertrennlich: und nie werden sie sich da-
von befreyen, ohne an dessen Statt noch
weit peinlichere Uebel zu erdulden. Sie
„dürfen sich ihr ganzes Leben hindurch dem
„unaufhörlichsten und strengsten Zwange,
„dem des Wohlstandes und der Schicklich-
keit nicht entziehen: man muß sie daher
„gleich anfangs gewöhnen, sich zu zwingen,
„damit es ihnen in der Folge nicht schwer
„werde; man muß sie zur Beherrschung aller
„Einfälle und Launen anhalten, um sie zur
„Unterwerfung unter fremden Willen zu
„bil-

„bilden. Wollten sie, zum Beyspiel, immer
 „arbeiten, so müßte man sie zuweilen zwin-
 „gen, Nichts zu thun. Zerstreungsfucht, Ei-
 „telkeit und Unbeständigkeit sind Fehler,
 „welche gar zu leicht aus ihren ersten Lieb-
 „lingsneigungen entstehen, wenn diese eine
 „verkehrte Richtung nehmen und in Einem
 „fort verfolgt werden. Wollt ihr solchen
 „Misbräuchen vorbeugen, so lehrt sie nur im-
 „mer, sich Gewalt anzuthun. Bey den un-
 „vernünftigen Einrichtungen, wie sie jetzt
 „einmal unter uns hergebracht sind, ist das
 „Leben einer rechtschaffenen Frau ein unauf-
 „licher Kampf mit sich selbst: es ist nicht
 „mehr als billig, daß dieses Geschlecht auch
 „die Schmerzen der Uebel, die es über uns
 „gebracht hat, mit uns theile.“

Und warum ist das Leben einer recht-
 schaffenen Frau ein beständiger Kampf? Ge-
 rade dieses Erziehungssystem, würde ich ant-
 worten, macht es dazu. Sittsamkeit, Mässi-
 gung und Selbstverleugnung sind die reifen
 Früchte der Vernunft: sobald dagegen die
 Empfindsamkeit auf Kosten des Verstandes
 ge-

genährt wird; so müssen solche schwache Wesen durch despotische Maafsregeln in Schranken gehalten werden, und sich beständigen Kämpfen ausgesetzt sehen. Man gebe nur erst ihrer Geistesthätigkeit einen weiten Spielraum, so werden edlere Leidenschaften und Beweggründe ihre Wünsche und Gefinnungen leiten.

„Zuneigung, Vorforge, ja selbst bloße „Gewohnheit werden der Mutter die Liebe „ihrer Tochter sichern, wenn sie nur nichts „thut, sich ihren Haß zuziehen. Sogar der „Zwang, in welchem sie die Tochter hält, „wird, wenn sie einen weisen Gebrauch davon zu machen weifs, weit entfernt, diese „Anhänglichkeit zu schwächen, sie nur noch „mehr verstärken; weil Abhängigkeit für „die Weiber ein natürlicher Zustand ist, und „Mädchen sehr wohl fühlen, dafs sie zum „Gehorsam geboren sind.“

Allein dies sollte ja erst bewiesen werden. Denn Sklaverey würdigt nicht blofs das Individuum herab; ihre Wirkungen scheinen sich auch auf die Nachkömmlinge zu erstrecken.

strecken. Wenn man die Länge der Zeit überdenkt, während der die Weiber so sehr abhängig gewesen sind — ist's wohl noch zu verwundern, daß einige von ihnen ihre Kette küssen, und sich wie Wachtelhündchen anschmeicheln? „Diese Thierart, bemerkt ein Naturforscher, trug anfänglich ihre Ohren aufrecht: allein die Gewohnheit hat die Natur überwältigt, und das, was zuvor bloß Zeichen der Furcht war, ist nun zur Schönheit geworden.“

„Aus eben dem Grunde, (setzt Rouffseau hinzu) weil die Weiber wenig Freyheit haben, oder doch haben sollten, sind sie äußerst geneigt, diejenige, die man ihnen einmal gestattet, übermäßig weit zu treiben. Sie fallen in jeder Sache leicht auf das Äußerste und sogar bey ihren Spielen und Vergnügungen sind sie ihrer selbst weit weniger als die Knaben mächtig.“

Die Antwort hierauf ist sehr einfach. Sklaven und Pöbel haben sich stets dieselben Ausschweifungen erlaubt, sobald sie einmal das Joch der Uebermacht abgeschüttelt hatten. —

Der

Der gespannte Bogen schnell mit Heftigkeit zurück, wenn die Hand, die ihn mit Macht zusammenhielt, plötzlich los läßt; und Empfindsamkeit, die Wetterfahne, die sich stets nach äussern Umständen dreht, muß entweder einer Obermacht unterworfen oder durch Vernunft geleitet werden.

„Aus diesem zur Gewohnheit gewordenen Zwange,“ fährt Rousseau weiter fort, „entsteht eine gewisse Lenksamkeit, die die Weiber ihr ganzes Leben hindurch brauchen, weil sie niemals aufhören, es sey nun einem Manne, oder doch den Urtheilen der Männer unterworfen zu seyn, und es ihnen niemals erlaubt ist, sich über diese Urtheile wegzusetzen. Die erste und wichtigste Eigenschaft einer Frau ist Sanftmuth: geschaffen, einem so unvollkommenen Wesen, wie der Mann, das oft so voller Laster und immer voller Fehler ist, zugehorchen, muß sie schon frühzeitig selbst Unrecht dulden und die Fehlritte eines Gatten ohne Murren ertragen lernen. Nicht feinetwegen, nein, um ihres eignen Besten
„wil-

„Willen muß sie sanftmüthig seyn! Bitterkeit
 „und Hartnäckigkeit der Weiber vermehren
 „nur ihre Leiden und machen das schlechte
 „Betragen der Männer gegen sie immer schlim-
 „mer, weil diese sehr wohl fühlen, daß das
 „nicht die Waffen sind, mit welchen jene sie
 „besiegen dürfen.“

Ja fürwahr, geschaffen, mit einem so unvollkommenen Wesen, als der Mann ist zu leben, sollten sie durch die Ausbildung ihrer Geisteskräfte die Nothwendigkeit der Duldung und Selbstbeherrschung einsehen lernen. Aber jedes heilige Recht der Menschheit wird an ihnen durch die Anforderung eines blinden Gehorsams verletzt, oder gehören die heiligsten Rechte *einzig und allein* dem Manne an?

Ein Wesen, das eine ungerechte Behandlung geduldig über sich ergehen läßt, und kränkende Beleidigungen mit Stillschweigen erträgt, wird bald selbst ungerecht handeln, oder doch unfähig werden, Recht und Unrecht von einander zu unterscheiden. Ausserdem leugne ich es geradezu ab, daß eine
 fol-

solche despotische Behandlung das richtige Verfahren sey, die natürliche Anlage zu bilden oder zu verbessern. Denn, im Ganzen genommen, haben die Männer ein besseres Naturell, als die Weiber, weil sie mit Gegenständen beschäftigt sind, die für den Kopf so gut als für das Herz Interesse haben: und die Festigkeit des Kopfs theilt auch dem Herzen eine gesunde Stimmung mit. Leute von sehr reizbarer Empfindsamkeit haben selten ein gutes Naturell. Die Bildung desselben ist die Sache der kühlen Vernunft, wenn sie bey zunehmenden Jahren mit glücklicher Kunst streitende Elemente zu einander mischt. Ich habe nie eine schwache oder unwissende Person gekannt, die ein gutes Naturell gehabt hätte: obgleich eine, vom Temperamente abhängende gute Laune und jene Lenksamkeit, welche zuweilen Furcht dem Betragen der Menschen aufdrückt, gar oft diesen Namen erhält. Ich sage, dem Betragen, denn im Herzen oder in der Seele darf man nie ächte Milde suchen, wenn das, was den Schein derselben hat, nicht Folge des

des Nachdenkens ist: und, daß bloßer Zwang eine Menge böser Launen im häuslichen Leben verursacht, werden viele vernünftige Männer eingestehen, welche in einigen jener sanften, reizbaren Geschöpfe eine sehr lästige Gesellschaft finden.

„Jedes Geschlecht, räsonnirt er weiter, „muß seinen Ton behalten. Ein zu sanfter „Mann kann eine Frau äußerst ungestüm machen: aber auch den heftigsten Mann, wenn „er nur kein Ungeheuer ist, führt die Sanftmuth der Gattin in seine Schranken zurück, „und trägt früh oder spät über ihn den Sieg „davon.“ Richtig, das thut die Sanftmuth der Vernunft: niederträchtige Furcht aber erregt stets Verachtung, und Thränen sind nur dann beredt, wenn sie über schöne Wangen fließen.

Aus was für Stoff muß wohl ein Herz gebildet seyn, das da, wo es beschimpft wird, in Liebe schmelzen, und, statt durch ungerechte Behandlung empört zu werden, die Ruthe des Tyrannen noch küssen kann? Darf man nicht mit Recht schliessen, daß die Tu-

gend einer Frau, die ihren Mann in demselben Augenblicke, wo er sie aufs grausamste mißhandelt, mit wahrer weiblicher Sanftmuth liebkosen kann, nur auf kleinliche Zwecke und auf bloße Selbstsucht gegründet ist? Eine solche Falschheit ist niemals Gesetz der Natur, und, so scheinbar man auch Klugheit dieser Art zur Tugend prägen mag, so wird Moralität doch immer ein schwankender Begriff, sobald auch nur der kleinste Theil davon auf Falschheit beruhen darf. Das sind weiter nichts als Nothbehelfe, und Nothbehelfe taugen nur für den Augenblick. Der Gatte hüthe sich wohl, auf einen solchen sklavischen Gehorsam zu viel zu trauen. Denn, kann sein Weib ihm damit unwiderstehlicher Anmuth schmeicheln, wo er entrüstet ist, und auch sie ungehalten seyn müßte, wäre nicht schon in ihr durch Verachtung jede natürliche Aufwallung erstickt — so kann sie leicht dasselbe thun, wenn sie sich so eben von einem Liebhaber getrennt hat. Diese sind lauter Vorbereitungen zum Ehebruch: oder, gesetzt auch, Furcht vor der Welt, oder

vor der — Hölle bezähmte noch ihre Begierde, andern Männern zu gefallen, wenn sie dem ihrigen nicht mehr gefallen kann; Welch ein Ersatz läßt sich für ein Geschöpf auffinden, das von Natur und Kunst nur dazu gebildet wurde, den Männern zu gefallen? was kann sie für diese Entbehrung schadlos halten, oder wo soll sie sich nach einem neuen Geschäfte umsehen? wo soll sie Seelenstärke genug nur zu dem Entschlusse hernehmen, darüber mit sich selbst zu Rathe zu gehen, wenn einmal alte Gewohnheiten bey ihr fest gewurzelt sind, und Eitelkeit seit langen Jahren ihren regellosen Geist beherrscht hat?

Doch unser partheyischer Sittenlehrer weiß jene Verschlagenheit auf eine systematische und sehr scheinbare Weise zu empfehlen. Man höre nur:

„Die Töchter müssen stets folgsam und nachgebend, ihre Mütter aber nicht immer unerbittlich seyn. Um ein junges Mädchen zur Folgsamkeit zu gewöhnen, darf man sie nicht unglücklich machen; um sie für die Sittsamkeit zu gewinnen, darf man

„sie nicht der Dummheit übergeben. Im Gegentheile würde ich nicht ungern sehen, wenn man ihr ein wenig Schlaueit verstatte wollte, nicht um im Falle des Ungehorsams der Strafe auszuweichen, sondern um sich dem Gesetze des Gehorsams selbst zu entziehen. Die Rede kann nicht davon seyn, ihr die Abhängigkeit drückend, nein, es ist genug, ihr dieselbe nur fühlbar zu machen. Verschlagenheit ist eine dem weiblichen Geschlechte vorzüglich eigne Naturgabe: und, weil ich überzeugt bin, daß alle natürliche Neigungen an und für sich recht und gut sind, so ist mein Rath, auch diese Anlage, so wie die übrigen, auszubilden; man suche nur dabey dem Mißbrauche derselben vorzubeugen.“

„Alles, was ist, ist gut,“ fährt er itzt triumphirend fort zu folgern. Zugegeben — und doch giebt es vielleicht keinen Aphorismus, der eine paradoxere Behauptung enthält, als diese ist. In Beziehung auf Gott vorgetragen, sagt er freylich eine erhabene Wahrheit aus. Er überschaut, ich sage es mit

mit tiefer Verehrung, das Ganze auf einmal; Er durchschaute dessen richtiges Ebenmaafs in seinem ersten Keime. Der Mensch hingegen, der nur abgerissene Theile davon übersehen kann, findet viele Dinge nicht gut: und es ist ein Theil des Systems, und daher gut, daß er sich bemühen soll zu ändern, was ihm nicht gut scheint, selbst da noch zu ändern sich bemühen soll, wo er sich vor der Weisheit seines Schöpfers beugt, und das Dunkel anbetet, welches er zu erhellen strebt.

Die Schlussfolge, die Rousseau weiter zieht, würde richtig seyn, wenn nur der Grundsatz, aus dem sie fließt, bewiesen wäre. „Diese befondre, dem weiblichen Geschlechte eigne Schlaueit und Gewandtheit ist eine sehr billige Entschädigung für das, was demselben an Stärke abgeht. Ohne diesen Ersatz wäre die Frau nicht die Gefährtin des Mannes, sondern seine Sklavin: nur durch die Ueberlegenheit dieses Talents behauptet sie sich als seines gleichen, und beherrscht ihn, indem sie ihm gehorcht. Das Weib hat Alles gegen sich: unsre Feh-

„ler, ihre Furchtsamkeit, ihre Schwäche,
 „sie hat Nichts für sich, als ihre List und ih-
 „re Schönheit. Ist es nicht billig, dass sie
 „beyde ausbilde?“ Seelengrösse kann nie
 mit Verschlagenheit oder Hinterlist bestehen
 — denn ich mag nicht ängstlich nach Wor-
 ten fuchen, deren eigentlicher Sinn doch nur
 Unlauterkeit und Falschheit ist. Ich bemer-
 ke nur noch, dass, so bald irgend ein Theil
 des Menschengeschlechts nach Regeln erzo-
 gen werden darf, die nicht streng von der
 Wahrheit abgeleitet sind, die Tugend zu ei-
 ner bloßen Sache der Verabredung herab-
 sinkt. Wie konnte Rousseau, nachdem Er
 solche Rathschläge ertheilt hatte, die Behaup-
 tung wagen, der Hauptzweck des Daseyns
 werde für beyde Geschlechter immer nur
 Einer und derselbe bleiben, da Er wohl wuss-
 te, dass der Geist, der stets durch die Ent-
 würfe, die er verfolgt, seine Bildung erhält,
 nur durch grosse Zwecke, in denen Kleinig-
 keiten sich verlieren, erweitert werden muss,
 wenn er nicht selbst klein werden soll?

Es

Es ist wahr, die Männer besitzen überwiegende Leibesstärke: allein, wenn nicht falsche Begriffe von Schönheit hier im Wege ständen, so würden auch die Weiber sich deren genug erwerben können, ihren Unterhalt sich selbst zu verdienen — worin doch eigentlich wahre Unabhängigkeit besteht — und die körperlichen Beschwerden und den Grad von Anstrengung auszuhalten, welche zur Stärkung des Geistes erfordert werden.

Man erlaube uns demnach ähnliche Leibesbewegungen als den Knaben, nicht bloß in unsrer Kindheit, sondern auch in den Jugendjahren, und lasse eben dadurch auch unsern Körper zu seiner Vollkommenheit gedeihen, damit die Erfahrung lehre, wie weit die natürliche Ueberlegenheit des Mannes sich erstrecke. Wie darf man sonst Vernunft oder Tugend von einem Geschöpf erwarten, das in der Pflanzzeit des Lebens veräußert worden ist? — Schlechterdings auf keine Weise, wenn nicht die Winde des Himmels durch Zufall dann und wann ein nützli-

ches Saamenkorn auch auf den wüsten Akker führten.

„Schönheit kann man sich nie durch Putz allein geben, und man wird eben nicht so bald damit fertig, wenn man mit Erfolg die Coquette machen will. Doch sind Mädchen auch schon in frühern Jahren fähig, ihren Bewegungen eine angenehme Wendung, ihrer Stimme einen einnehmenden Ton, und ihrem ganzen Benehmen eine gewisse Haltung zu geben: auch itzt verstehen sie es schon, mit einer reizenden Nachlässigkeit einherzugehen, gefällige Stellungen anzunehmen, und überall sich in das vortheilhafteste Licht zu setzen. Die Stimme gewinnt mehr Umfang, Stärke und Metall: die Arme werden freyer, der Gang sicherer, und das Mädchen fängt an zu fühlen, es gebe eine Kunst die Blicke der Männer an sich zu fesseln, die vom Putze schlechterdings nicht abhängt. Nun kann die Rede nicht mehr blofs von Nadelarbeit und Kunstfleifs feyn: jetzt zeigen sich neue Talente, welche ihren künftigen Nutzen schon im Voraus ahnden lassen.“

„Stün-

„Stünde es bey mir, so müßte eine junge
 „Engländerin ihre reizenden Naturgaben,
 „durch die sie ihrem künftigen Manne einst
 „gefallen soll, mit eben so viel Sorgfalt aus-
 „bilden, als eine junge Albanierin die ihri-
 „gen für den Harem eines Rassen ausbildet.“

Um die Weiber vollends ganz unbedeu-
 tend zu machen, setzt er hinzu: „Das weib-
 „liche Geschlecht hat eine biegsame Zunge:
 „es lernt eher, leichter und angenehmer spre-
 „chen, als das männliche; auch giebt man
 „ihm Schuld, es spreche mehr. Diefs muß
 „so seyn, und ich möchte gern diesen Vor-
 „wurf in einen Lobspruch verwandeln. Mund
 „und Augen sind bey ihnen gleich thätig, und
 „zwar aus einerley Ursache. (Der Mann sagt,
 „was er *weiß*, das Weib sagt, was *gefällt*.)
 „jener bedarf, um Stoff zum Sprechen zu ha-
 „ben, *Kenntnisse*, diese braucht nur *Geschmack*;
 „für ihn sind das Hauptaugenmerk *nützliche*
 „Gegenstände, für sie sind es *angenehme*. Ihre
 „beyderseitige Unterhaltung bedarf keine an-
 „dre gemeinschaftliche Form, als die Form
 „der Wahrheit.“

„Man darf also dem Plaudern der Mädchen nicht auf dieselbe Weise, wie dem Knaben durch die harte Frage: wozu nützt das, was du sagst? Einhalt thun; vielmehr muß man jenen Trieb durch eine andre Frage, die eben nicht leichter zu beantworten ist: wie wird das, was du sagst, aufgenommen werden? in seine Schranken weisen. In diesem frühern Alter, wo sie gut und böse noch viel zu wenig unterscheiden können, um sich zu Richterinnen über irgend Jemand aufzuwerfen, müssen sie sich es zum Gesetze machen, den Personen, mit welchen sie sprechen, nie etwas Anders, als etwas Angenehmes zu sagen: und was die Ausübung dieser Regel noch schwerer macht, ist, daß sie stets einer höhern Vorschrift, der, nie eine Lüge zu sagen, untergeordnet bleiben muß.“

Seine Zunge auf diese Weise zu beherrschen, muß fürwahr große Geschicklichkeit erfordern: und leider sieht man diese Kunst von Männern und Weibern nur gar zu sehr betreiben! — Wie wenige Menschen giebt

giebt es, die aus der Fülle des Herzens sprechen! So äusserst wenige, dass ich, die ich die Einfalt liebe, mit Freuden alle feine Lebensart für den vierten Theil der Tugend hingäbe, welche man einer zweydeutigen Eigenschaft aufgeopfert hat, die, höchstens, nur die Politur der Tugend seyn sollte.

Doch itzt weiter, um die Skizze zu vollenden. „Man begreift leicht, dass, wenn „die Knaben aufser Stande sind, sich richtige „Begriffe von Religion zu machen, Ideen „dieser Art noch weit mehr über den Horizont der Mädchen hinaus liegen. Gerade „aus diesem Grunde aber würde ich rathen, „diese früher damit bekannt zu machen. „Denn, wollte man damit so lange warten, „bis sie im Stande wären, diese tiefsinnigen „Fragen methodisch zu erörtern, so würde „man Gefahr laufen, sie nie davon unterhalten zu können. Die Vernunft der Weiber ist eine praktische, die sie zwar in den „Stand setzt, auf eine sehr geschickte Weise „die Mittel zu einem bekannten Zwecke zu „entdecken, diesen Zweck selbst aber nicht „fin-

„finden läßt. Das gesellschaftliche Verhält-
„niss beyder Geschlechter zu einander ver-
„dient Bewunderung. Aus dieser Verbin-
„dung entsteht Eine moralische Person, deren
„Auge das Weib und deren Arm der Mann
„ist: wobey jedoch eine solche wechselseiti-
„ge Abhängigkeit statt findet, daß das Weib
„erst von dem Manne lernt, was zu sehen,
„und der Mann dagegen von dem Weibe,
„was zu thun ist. Könnte das Weib eben
„so wie der Mann zu Principien hinaufstei-
„gen, und befäße der Mann, so wie das
„Weib, jenen glücklichen Blick in die klein-
„sten Nebenumstände jeder Sache; so wür-
„den beyde stets unabhängig von einander,
„in einer ewigen Trennung leben und ihre
„gesellige Verbindung nicht bestehen kön-
„nen. In der Eintracht aber, die zwischen
„ihnen herrscht, zielt Alles auf den gemein-
„schaftlichen Endzweck ab. Man weiß nicht,
„wer von beyden das Meiste von dem Seini-
„gen hinzuthut: jeder Theil folgt dem An-
„stosse des andern, jeder gehorcht, und doch
„herrschen sie beyde.“

„Schon

„Schon deßwegen, weil die Aufführung
 „des Weibes der öffentlichen Meynung un-
 „terworfen ist, muß auch ihr Glaube sich
 „der Autorität fügen. Jedes Mädchen muß
 „die Religion ihrer Mutter, und jede Frau
 „die Religion ihres Gatten haben: wäre diese
 „Religion auch noch so falsch, so muß doch
 „jene Folgsamkeit, mit welcher Mutter und
 „Tochter sich der Ordnung der Natur unter-
 „werfen, vor Gottes Augen die Sünde des Irr-
 „thums austilgen.“ *) Da die Weiber nicht
 „im Stande sind für sich zu entscheiden, so
 „müs-

*) Was müßte wohl die Folge seyn, wenn zu-
 fälligerweise die Meynung der Mutter und die
 des Gatten sich etwa nicht vertragen sollten?
 Einer unwissenden Person läßt sich ein Irrthum
 nicht aus dem Kopfe räsoniren — und, überre-
 dete man sie ein Vorurtheil gegen ein andres zu
 vertauschen, so würde ihre Seele völlig zerrüt-
 tet werden. Ja, der Fall kann eintreten, wo
 der Gatte gar keine Religion hat, die er sie zu
 lehren im Stande wäre; und doch würde sie in
 einer solchen Lage eine von irdischen Rücksich-
 ten unabhängige Stütze für ihre Tugend gar
 sehr bedürfen.

Ann. d. Vfrin.

„müssen sie die Ausprüche ihrer Väter und
 „Gatten, so wie die der Kirche anerkennen,“
 „Weil es demnach Autorität ist, was
 „die Religion der Weiber bestimmen muß;
 „so kommt es nicht sowohl darauf an, ihnen
 „die Gründe des Glaubens vorzutragen, als
 „vielmehr das, was man wirklich glaubt,
 „faßlich darzustellen. Denn ein Glaube, den
 „man dunkeln Vorstellungen giebt, ist die er-
 „ste Quelle des Fanatismus: und ein Glau-
 „be, den man für ungereimte Dinge fordert,
 „führt zum Wahnsinn oder zur Freygeisterey.“

Unumschränkte, und unbestrittene Auto-
 rität muß gleichwohl, wie es scheint, irgend
 wo anzutreffen seyn; und sollte die Ent-
 scheidung hierüber nicht das ausschließliche,
 unveräußerliche Eigenthum der Vernunft
 seyn? Allein, von Adam bis zu uns herab,
 hat man die Rechte der Menschheit bloß in
 die männliche Linie eingeschlossen. Rousseau
 hätte seine männliche Aristokratie gern noch
 weiter treiben mögen. Denn er giebt ziem-
 lich deutlich zu verstehen, daß er diejenigen
 gar nicht tadeln würde, welche die Weiber
 in

in der tiefsten Unwissenheit zu lassen gedächten, wenn es nicht zur Bewahrung ihrer Keuschheit und um die Wahl der Männer in den Augen der Welt zu rechtfertigen, nothwendig wäre, ihnen etwas Kenntniß der Menschen und der durch die menschlichen Leidenschaften hervorgebrachten Sitten und Gebräuche mitzutheilen. Wäre das nicht, so möchten sie immer zu Hause bleiben und Kinder gebären, ohne daß man nöthig hätte, sie durch Ausbildung um einen Theil ihrer Unschuld und Reize für den Genuß zu bringen: ausgenommen, freylich, während des ersten Ehejahrs, da sie den Verstand brauchen könnten, um sich wie feine Sophie zu putzen.

„Ihr Putz ist dem Anschein nach äußerst
 „sittsam, und doch im Grunde sehr gefallsüch-
 „tig: sie legt ihre Reize nicht aus, nein,
 „sie verbirgt sie vielmehr; aber so, daß die
 „Phantasie sie leicht errathen kann. Wer sie
 „sieht, muß sagen: das ist ein bescheidenes,
 „ein sittsames Mädchen; allein, so lange er
 „um sie ist, hangen Auge und Herz an ihrer
 „gan-

„ganzen Person, und es wird ihm unmöglich,
 „beydes von ihr loszureißen. Man möchte
 „sagen, der ganze so einfache Anzug sey nur
 „deshwegen gehörigen Orts angebracht, um
 „wiederum Stück für Stück von der Einbil-
 „dungskraft abgenommen zu werden.“
 Und das wäre *Sittsamkeit*? Und das wäre
 Vorbereitung zur Unsterblichkeit? — Noch
 einmal: was für einen Begriff muß man sich
 von einem Erziehungssystem machen, dessen
 Urheber von seiner Heldin sagt: „daß ihre
 „Geschäfte gut zu besorgen, für sie nur
 „immer *Nebensache* sey: ihre *Hauptforge*
 „bleibe stets diese, sie mit so gutem An-
 „stand als möglich zu verrichten.“

Ja wohl sind alle Tugenden und Vorzüge
 nur *Nebendinge* bey einer Heldin, welcher
 er von ihren Eltern, im Vertrauen auf ihre
 erprobte Unterwürfigkeit, über den Punkt
 der Religion sagen lassen kann: „dein Gatte
 „wird dich darin zu rechter Zeit schon un-
 „terrichten“!

Nachdem er nun auf diese Weise den
 Geist des Weibes gelähmt, wo nicht gar,
 um

um ihn nur schön zu erhalten, ein todttes Bild daraus gemacht hat, weist er sie itzt an, ihre Denkkraft auch zu üben, damit ein denkender Mann in ihrer Gesellschaft nicht gähnen möge, wenn er müde ist ihr liebzukosfen. — Was in aller Welt aber kann denn ein Wesen zu denken haben, das blofs gehorchen muß? und würde es nicht die ausgesuchteste Grausamkeit seyn, ihr den Kopf nur zu öffnen, um ihr das klägliche Elend ihres Geschicks erst *sichtbar* zu machen? Doch hier sind Rousseau's fernere, sehr vernünftige Bemerkungen: wie sie mit demjenigen, was ich bereits, um die Sache unpartheyisch darzustellen, habe anführen müssen, zu vereinigen seyn dürften, darüber mag der Leser selbst entscheiden.

„Leute, die ihr ganzes Leben mit Arbeiten zubringen müssen, um davon zu leben, denken an gar nichts Andres, als an ihre Arbeit oder an ihren Vorthail: das sind ihre einzigen, herrschenden Ideen und alles, was Geist an ihnen heissen kann, scheint sich an den Enden ihrer Arme zu befinden. Diese

„Unwissenheit schadet ihrer Rechtschaf-
 „fenheit und ihren Sitten so wenig, daß sie
 „oft sogar beyden beförderlich ist. Oft
 „macht man durch zu vieles Nachdenken, so
 „zu sagen, einen *Vergleich* mit seinen Pflichten,
 „und setzt am Ende an die Stelle der Sachen
 „einen leeren Wortkram. Das Gewissen ist
 „der einsichtsvollste Philosoph: man braucht
 „eben nicht Cicero's Bücher von den
 „Pflichten zu kennen, um ein rechtschaffe-
 „ner Mann zu seyn; und die rechtschaffenste
 „Frau von der Welt kommt vielleicht am
 „meisten im Verlegenheit, wenn sie die Frage
 „beantworten soll, was denn eigentlich Recht-
 „schaffenheit sey? Darum aber bleibt es nicht
 „weniger wahr, daß ein gebildeter Geist al-
 „lein den Umgang angenehm macht: und es
 „ist für den Vater einer Familie, der sich
 „in seinem Hause gefällt, etwas sehr Trau-
 „riges, wenn er auch hier sich in sich selbst
 „verschließen muß, und Niemand finden
 „kann, der ihn versteht.

„Ueberdies, wie wird eine Frau, die
 „sich keine Fertigkeit im Nachdenken er-
 wor-

„worben hat, ihre Kinder erziehen? Wie
 „wird sie im Stande seyn, zu beurtheilen,
 „was zu ihrer Bildung nothwendig und ent-
 „behrlich ist? Wie wird sie dieselben für Tu-
 „genden, die sie nicht kennt, empfänglich
 „machen, wie auf Verdienste, für die sie kei-
 „nen Sinn hat, vorbereiten können? Sie wird
 „nichts thun können, als ihnen schmeicheln,
 „oder sie bedrohen, sie entweder frech oder
 „scheu machen: kurz sie werden unter ihren
 „Händen entweder Zieräffchen oder dumm-
 „dreiste Tölpel, nie aber vernünftige und
 „liebenswürdige Kinder werden.“ Wie
 könnte sie auch das, da ihr Gatte nicht im-
 mer bey der Hand ist, ihr seine Vernunft zu
 leihen? denn sie machen ja beyde zusam-
 men erst Ein moralisches Wesen aus. Ein
 blinder Wille „Augen ohne Hände“ würde
 eben nicht sehr weit kommen: und wie leicht
 kann nun nicht des Mannes abstrakte Ver-
 nunft, welche die zerstreuten Strahlen ihrer
 praktischen Vernunft auf Einen Punkt ver-
 einigen müßte, eben beschäftigt seyn, die
 Aechtheit eines Weins zu untersuchen, oder

über die Wahl der schicklichsten Fischbrühe zu entscheiden? Ja, der abstrakte Herr Gemahl kann sich vielleicht beym Spieltische in noch tiefsinnigere Betrachtungen verloren haben, und bey jeder Zersplitterung seines Vermögens seine Ideen verallgemeinern, in-
deß er alle *Kleinigkeiten* der Erziehung sei-
ner Genossin oder dem Zufalle überläßt.

Doch, zugegeben, das Weib müsse schön, unschuldig und einfältig seyn, um eine an-
ziehendere und nachgiebigere Gesellschafterin abzugeben; wozu soll denn ihr Verstand ganz verwahrlost werden? und wozu die-
nen alle jene Vorbereitungen, die nach Rousseau's eignem Geständnisse, sie doch nur auf sehr kurze Zeit zur Gebieterin ihres Mannes machen können? Denn nie hat wohl Jemand die Unstetigkeit der Liebe mit mehr Nachdruck behauptet, als eben dieser Philo-
soph. Man höre seine Worte: „Die Freu-
den der Sinne sind vorübergehend. Der ha-
bituelle Zustand des Herzens verliert alle-
mal dabey. Die Phantasie, die jeden Gegen-
stand mit Reizen schmückt, so lange sie ihn
wünscht,

„wünscht, verläßt denselben, so bald sie ihn
 „besitzt. Ausser dem einzigen Wesen, wel-
 „ches durch sich selbst existirt, giebt es kei-
 „ne Schönheit, als die, welche allein in un-
 „serer Vorstellung vorhanden ist.“

Gleichwohl kehrt er wieder zu seinen
 unverständlichen Paradoxen zurück, wenn er
 seine Sophie also anredet: „Indem Emil Ihr
 „Gatte wurde, ward er ihr Herr: Sie müssen
 „gehorschen, das ist Wille der Natur. Wenn
 „indess die Gattin Sophien ähnlich ist, so ist
 „es immer gut, daß der Mann durch sie ge-
 „leitet werde: auch dieses ist ein Naturge-
 „setz, und gerade der Wunsch, Ihnen so viel
 „Gewalt über das Herz ihres Gatten zu ver-
 „sichern, als sein Geschlecht Ihm über Ihre
 „Person ertheilt, war die Ursache, warum
 „ich die Bestimmung seiner Freuden Ihren
 „Händen anvertraute. Ich weiß, daß Ihnen
 „dieses manch empfindliches Opfer kosten
 „wird; allein Sie herrschen immer desto ge-
 „wisser über Ihn, je glücklicher Sie Sich
 „selbst zu beherrschen wissen: und das, was
 „bereits vorgefallen ist, beweist mir schon,

„dafs diese schwere Kunst doch Ihren Muth
„nicht übersteigt.“

„Wollen Sie Ihren Gatten beständig zu
„Ihren Füßen sehen? — halten Sie ihn nur
„immer in einiger Entfernung von Ihrer Per-
„son. Sie werden lange durch die Liebe
„herrschen, wenn sie ihre Gunstbezeigungen
„nur selten austheilen, und eben dadurch
„dieselben erst geltend zu machen und ihren
„Werth zu erhöhen wissen. Auf diese Weise
„können Sie selbst von den Waffen der Ge-
„fallsucht zum Nutzen der Tugend, und von
„den Künsten der Liebe zum Vortheil der
„Vernunft Gebrauch machen.“

Ich schliesse meinen Auszug mit der treuen
Schilderung eines glücklichen Ehepaars.

„Bey dem allen rechnen Sie nicht darauf,
„dafs selbst diese Kunst Ihnen immerfort Dienste
„leisten werde: auch bey der äußersten Vor-
„sicht stumpft dennoch wiederholter Genuß
„jedes Vergnügen, und vor allen die Freuden
„der Liebe ab. Hat diese indess nur einmal
„lang genug gedauert, so füllt die süsse Ge-
„wohnheit die Leere aus, und die Reize trau-
„licher

„licher Freundschaft treten an die Stelle jener
 „entzückenden Leidenschaft. Kinder knü-
 „pfen zwischen denen, die ihnen ihr Daseyn
 „gaben, ein eben so schönes und oft noch
 „weit dauernderes Band, als die Liebe selbst
 „vermochte. Wenn Sie aufhören, die Ge-
 „bieterin Emils zu seyn, so werden Sie doch
 „seine Gattin und Freundin, und die Mutter
 „seiner Kinder bleiben.“

Kinder knüpfen, wie Rousseau ganz rich-
 tig bemerkt, ein weit dauernderes Band zwi-
 schen Ehegatten, als selbst die Liebe im Stan-
 de ist. Die Schönheit, gesteht er selbst, wird
 nicht mehr geachtet, vielleicht gar nicht mehr
 bemerkt, wenn das neue Paar ein halbes Jahr
 zusammen gelebt hat. Erkünstelte Reize und
 die Ränke der Eroberungsfucht müssen eben-
 falls bald die Sinne abstumpfen: wie kann
 er also behaupten, ein Mädchen müsse für
 ihren künftigen Gatten eben so, als wenn sie
 für ein Morgenländisches Serail bestimmt wä-
 re, erzogen werden?

Ich wende mich jetzt von den Träume-
 reyen der Phantasie und der ausschweifend-

sten Sinnlichkeit an den gesunden Menschen-
 verstand und frage: ob denn wirklich, an-
 genommen auch, der Hauptzweck der gan-
 zen weiblichen Erziehung bestehe in der Bil-
 dung der Zöglinge zu keuschen Gattinnen und
 vernünftigen Müttern, die in vorstehender
 Skizze mit so scheinbaren Gründen empfohl-
 ne Art der Behandlung, unter allen andern
 möglichen, zu Erreichung dieser Absichten
 am besten berechnet sey? Wird man es wa-
 gen zu behaupten, der sicherste Weg, ein
 Weib keusch zu machen, sey der, sie in den
 frechen Künsten einer Buhlerin zu üben, die
 freylich die Benennung *eines tugendhaften Be-
 strebens* zu gefallen von dem Wollüstling er-
 halten, der den ungekünstelten Reizen einer
 herzlichen Aufrichtigkeit keinen Geschmack
 mehr abgewinnen kann, und für die Freu-
 den, die aus einer zärtlichen Vertraulichkeit
 entspringen, wo freundschaftliche Aufschlie-
 sung des Herzens durch keinen Argwohn ge-
 stört, und durch Verstand erst noch recht an-
 ziehend gemacht wird, schon allen Sinn ver-
 loren hat?

Für.

Fürwahr, der Mann, der mit einer hübschen häuslichen Person ohne Seele zufrieden leben kann, der hat schon im Rausche der Sinnenlust allen Geschmack für feinere Genüsse verloren; der hat nie jenes sanfte Vergnügen empfunden, das gleich dem erfrischenden Thau des Himmels das lechzende Herz erquickt — das Vergnügen, sich von Jemand, der uns verstehen kann, geliebt zu wissen! — Auch in der Gesellschaft seiner Gattin ist er immer noch allein; den Augenblick ausgenommen, in welchem der Mensch bis zum Thiere herabsinkt. „Der schönste Reiz des Lebens,“ sagt ein ernster, philosophischer Denker, „ist Sympathie: „Nichts erfreut uns mehr, als wenn wir an „andern Menschen Mitgefühl für jede Empfindung unsers eignen Herzens wahrnehmen.“

Gieng es hingegen nach dem Sinne jener Vernünftler, die den Weibern von dem Baume der Erkenntniß zu kosten untersagen, so müßten diese die wichtigen Jahre der Jugend, die ganze Brauchbarkeit ihres reifern

Alters und die vernünftigen Hoffnungen eines künftigen Zustandes alle zusammen aufopfern, bloß um sich auf kurze Zeit zu Gegenständen sinnlicher Wünsche zu machen. Wie konnte überdies Rousseau sittliche Würde und Beständigkeit von ihnen erwarten, da er ihnen nicht gestattete, die Vernunft zur Grundlage ihrer Tugend, und die Wahrheit zum Gegenstande ihrer Forschungen zu machen?

Doch, alle Irrthümer dieses Weltweisen entstanden aus allzugroßer Fühlbarkeit — und Fühlbarkeit für ihre Reize verzeihen die Frauenzimmer sehr leicht! Da, wo er bloß der Vernunft Gehör geben mußte, überließ er sich der Leidenschaft, und Anstrengung seiner Geisteskraft konnte bey ihm, statt den Verstand zu erleuchten, bloß die Phantasie in Flammen setzen. Selbst das, wodurch er sich vor Tausenden auszeichnete — das feurige Temperament und die lebhafteste Phantasie, die er von der Natur erhalten hatte, drängten ihn so unaufhaltsam zum andern Geschlechte hin, daß er bald Lüftling werden

den mußte. Hätte er diese sinnlichen Triebe befriedigt, so würde die Flamme sehr natürlich von selbst erloschen seyn: seine Tugend aber und eine gewisse romantische Delicateſſe geſtatteten ihm dieses nicht, sondern führten ihn zur Selbſtverleugnung hin. Indes, so sehr auch Furcht, Zartgefühl oder Tugend ihn noch zurückhielten, so erhielt er doch seine Phantafie nicht rein, und, während er über sinnlichen Eindrücken und Bildern, welche von dieser nur noch mehr Stärke bekamen, brütete, trug er ihnen die glühendsten Farben auf, und prägte sie seiner Seele unauslöschlich ein.

Jetzt ſuchte er die Einfamkeit: nicht, um mit dem Naturmenschen zu ſchlafen; auch nicht, um ferne vom Geräusch im Schatten eines Lieblingsbaumes, wie der große Newton, Naturgeſetze auszuſpähen; nein, bloß um ſeinen Gefühlen nachzuhängen. Und das, was er ſo ſtark fühlte, hat er nun auch ſo lebhaft dargeſtellt, daß er das Herz ſeiner Leſer feſſelt, und ihre Einbildungskraft entzündet, ſo daß, je nachdem ihre Phantafie

tasie reizbarer ist, auch ihr Verstand mehr oder weniger überzeugt wird, da sie doch bloß mit einem poetisirenden Schriftsteller sympathisiren, der die Gegenstände der Sinne aufs wollüstigste schattirt, oder aufs reizendste verschleyert, kurz mit einer Meisterhand, darzustellen weiß. So beschäftigt er unser Gefühl, indess wir unsern Verstand thätig glauben, und die irrigen Folgerungen erhalten sich in der Vorstellung.

Warum war Rousseau's Leben zwischen Entzücken und Elend getheilt? Beydes war das Werk seiner brausenden Phantasie. Hätte sich nur diese abkühlen können, so würde er sich auch vielleicht mehr Seelenstärke erworben haben. Angenommen indess, der Hauptzweck dieses Lebens bestehe in der Ausbildung des intellektuellen Theils des Menschen — so war gegen die seinige nichts zu sagen: ja, er würde wahrscheinlich, hätte ihn nicht der Tod so früh zu einem höhern Wirkungskreise abgerufen, noch selbst hier auf der Erde mehr ebenmäßige Glückseligkeit genossen, die sanften Freuden des Mannes

nes der Natur empfunden, und sich nicht weiter durch Anfachen der Leidenschaften, die den civilisirten Mann bestürmen, für den nächsten Schauplatz seines Daseyns vorbereitet haben.

Doch, Friede sey mit seiner Asche! Ich hadre nicht mit seiner Asche — nur mit seinen Meynungen. Ich zürne nur seinem zu lebhaften Gefühl, das ihn verleitete, das Weib zur Sklavin der Liebe zu erniedrigen.

„— Verdamnte Dienstbarkeit!
 „Vergöttert bis der Liebe Glut erlischt,
 „Dann Sklavinnen der Männer, die zuvor
 „Die Kniee vor uns beugten —“

Dryden,

Der grundverderbliche Geist von Schriften, deren Verfasser die Weiber auf eine so hinterlistige Weise herabwürdigen, während sie ihren körperlichen Reizen abgöttisch huldigen, kann nicht zu oft und nicht zu streng gerügt werden.

Wohlan denn, meine theuren Zeitgenossen, laßt uns über jene beschränkten Vorurtheile uns erheben! Wenn die Weisheit
 um

um ihrer selbst willen bekehrungswürdig ist; wenn die Tugend, diesen Namen zu verdienen, auf Einsicht gegründet seyn muß; wohlan, so laßt uns unsern Geist durch Nachdenken so weit zu stärken suchen, daß unser Kopf ins Gleichgewicht mit unserm Herzen komme. Laßt uns nicht unsre ganze Denkkraft auf die kleinlichen Vorfälle des Tages, noch unsre Wissenschaft auf die Kenntniß des Herzens eines Geliebten oder Gatten beschränken — nein, die Uebung jeder unsrer Pflichten bleibe stets der höchsten von allen untergeordnet, der Pflicht, unsern Geist zu veredeln, und unser Herz für einen erhabnern Zustand vorzubereiten!

Hüthet euch demnach, meine Freundinnen, euer Herz durch jeden unbedeutenden Zufall erschüttern zu lassen. Nur das Schilfrohr wird von jedem Lufthauch gebeugt, und stirbt am Ende des Jahres dahin: die Eiche aber steht unbewegt, und trotzt Jahrhunderte den Stürmen.

Sind wir aber wirklich bloß dazu geschaffen, die Spanne unsers Lebens zu durchflattern

flattern und zu sterben — warum sollten wir nicht dem Reize der Sinne nachgehen, und die Strenge der Vernunft verlachen? Doch ach, selbst dann würde Körper- und Seelenstärke uns entstehen, und wir würden das Leben in, fieberhaften Freuden, oder in unerträglicher Langerweile verbringen.

Jenes Erziehungssystem aber, das ich in allem Ernste von ganzem Herzen verworfen sehen möchte, scheint vorauszusetzen, was nie angenommen werden darf, nämlich daß uns die Tugend gegen die Zufälle des Lebens schütze, und daß das Glück, mit abgelegter Binde, jedem wohlerzogenen Frauenzimmer zulächeln, und einen Emil oder Telemach in ihre Arme führen werde. Nein, im Gegentheil, der Lohn, den die Tugend ihren Verehrern verheißt, beschränkt sich offenbar auf ihr eignes Herz. Oft muß das tugendhafteste Weib mit den quälendsten Nahrungsorgen kämpfen, und die Launen und die Bösartigkeit von Verwandten ertragen, für die sie durchaus keine Freundschaft zu fühlen fähig ist.

Es

Es hat viele Weiber in der Welt gegeben, die, statt durch die Tugend und Vernunft ihrer Väter und Brüder aufrecht erhalten zu werden, vielmehr durch Kampf mit den Thorheiten und Lasterd der selben ihrer eignen Seele mehr Kraft zu geben wußten: und doch haben sie nie in der Person ihres Gatten einen Halbgott gefunden, der die Rechnung, die ihnen der Menschheit schuldig war, getilgt, und es gewagt hätte, ihre Vernunft zu ihrem natürlichen, abhängigen Zustande zurückzubringen, und das angemaaßte Vorrecht, sich über Vorurtheile zu erheben, dem Manne wieder zuzueignen.



S. 118. Z. 12. ist genauer so zu übersetzen: *jener Dichter hätte seinen Spott immer sparen können*

m. f. 100.

29

29

XX (1-2)

VIII/87

VIII/90

na

Wollstonecraft, Mary, 1759-1797

Rettung der Rechte des Weibes mit Bemerkungen über politische und
moralische Gegenstände

Bd.: 1

Schnepfenthal 1793

Res/Pol.g. 1003 om-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10927644-1

VD18 10699805-003